Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1935

58. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 8. Mai 1935. Nummer 19

„Euer Herz erschrecke nicht!"

(Joh. 14, 1—3.)

Mel.: Großer Gott, wir loben dich.

„Euer Herz erschrecke nicht!" —
Heil'ges Wort aus Jesu Munde;
O, wie gab es Himmelslicht
In der schweren Abschiedsstunde.
O, wie stillte es den Schmerz!
O, wie gab es Trost ins Herz!

Nur für kurze Spannenzeit —
Im Vergleich mit Ewigkeiten —
Ging der Herr der Herrlichkeit,
Um die Stätte zu bereiten —
Wohnungen des ew'gen Lichts,
Ihnen gleicht auf Erden nichts.

Dann — o, welch ein teures Wort,
Daß der Herr wird „wiederkommen".
Nicht für immer ging Er fort,
Als der Himmel Ihn genommen.
Nein, Er will uns „wiedersehn" —
Preis sei Ihm in Himmelshöhn!

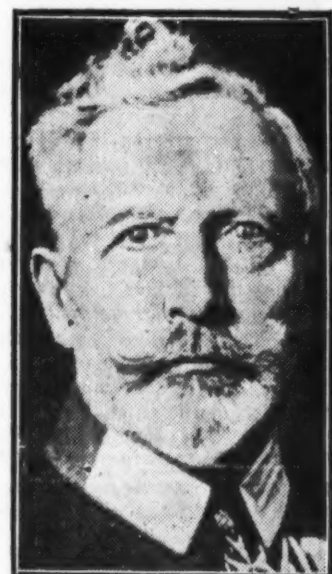
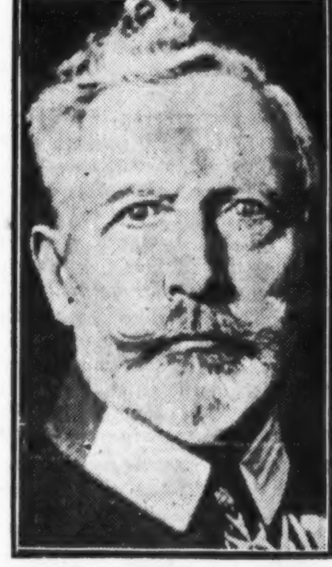
Heil'ger, sel'ger Augenblick —
O, wer wollte sich hier grämen!
Jesus kommt gar bald zurück,
Um uns zu sich heim zu nehmen.
Drum ruft Er uns zu, und spricht:
„Euer Herz erschrecke nicht!"

„Euer Herz erschrecke nicht!" —
Ist uns bange auch hienieden
Wo jetzt alles wankt und bricht —
In Ihm haben wir doch Frieden
(Joh. 16, 33);
Denn der Mund des Höchsten spricht:
„Euer Herz erschrecke nicht!"

Joh. J. Neufeld.

Von der Nächstenliebe.

Meinst du, damit sei deinem Gott gedient, daß du die Hände in den Schoß legst und deinen armen Mitbruder seinem Elend überlässest? Gott hat ihn an dich gewiesen; er rechnet darauf, daß du seinem Kinde helfest, denn er will ohne dich nichts tun. Wie mag es ihm nur sein, wenn sein Kind im Elend sitzt, und er ihm nur durch dich helfen will, du aber ruhig sitzen bleibst und nur zu ihm singst und betest? Muß er nicht sagen: „Was soll mir das Geplärr eurer Lieder?" Du merkst es nicht, wie deine Hand krank ist. Du meinst, zum Gutestun müsse man reich sein; da du nun das nicht seiest, so könnest du auch nicht Gutes tun. Ich sage dir: „Zum Gutes tun braucht man nur eine Hand." Laufen nicht jetzt in dieser harten Zeit Kinder und Arme unter uns umher, die kaum ihre Blöße decken, ihre Stuben wärmen können? Warum schickt ihnen Gott vom Himmel keine Kleider und kein Holz oder Kohlen? Weil er will, daß du Mensch es tun sollest. Darum strecke deine Hand aus! Fang einmal herzhaft an, laß die Leute richten und spotten und setze dich hin und mach einem Armen ein Kleid, das wird dem Herrn besser gefallen, als viel Beten und Singen. Hast du das Tuch nicht dazu,

Der frühere Kaiser Wilhelm von Deutschland, der gegenwärtig in Schloß Dorn in Holland lebt, der ein Cousin des Königs Georg von England ist.

Der von der Sovietregierung ermorderte Zar Nikolaus von Rußland, der ein Cousin des Königs Georg von England war.




Am 6. Mai feierte König George von England, dieser gütige und in der ganzen Welt beliebte, geachtete und geschätzte Monarch sein 25-jähriges Herrscherjubiläum. Vor 25 Jahren bestieg er, und mit ihm seine treue Lebensgefährtin, Königin Mary, den Thron des britischen Weltreiches. 25 Jahre hat er sein Volk, dem er mit Liebe zugetan ist, regiert. Er liebt sein Volk und sein Volk liebt ihn wie einen Vater.

In allen Teilen der Welt, wo die britische Flagge weht, wurde am 6. Mai der Tag in gebührender Weise gefeiert. Auch in Canada wurde dieses silberne Regierungsjubiläum Seiner Majestät mit Pomp und Zeremonie gefeiert. Doch nicht nur äußerlich wird dem Könige Ehre erwiesen, sondern aus dem Herzen eines jeden guten Canadiers werden aufrichtige Gebete zum Himmel emporsteigen, in denen um die Gesundheit und das Wohlergehen des gütigen und milden Königs und der erlauchten Königin gefleht wird. Auf den Lippen eines jeden loyalen Canadiers sind die Worte zu hören:

Gott segne und erhalte uns Seine Majestät König George und unsere erlauchte Königin Mary!

schäme dich nicht, es von einem Reicheren zu erbetteln; der soll seine Hand nur auch ausstrecken und Gutes tun. Halt deine Kinder schon dazu an, daß sie es lernen. Und weißt du jemand einsam und verlassen, da versäume nicht, ihn zu besuchen und ihn deine Liebe fühlen zu lassen. Sieh dort einen kranken oder armen Mann, eine bedrängte Witfrau, die ihre Felder nicht bestellen können. Gott läßt sie ihnen nicht von Engeln bauen. Wie du dir selbst dienest und arbeitest, so tue es auch ihnen. Wie würde das dem Vaterherzen Gottes wohl tun. Wie würde er an sein Herz dich drücken und dich segnen. So aber sieht es, wenn du betest und liesest, immer deinen dürftigen Mitbruder, dem du helfen solltest und nicht willst und dieser Anblick verbittert ihm alles, was du ihm zu Ehren tust. Du aber sprichst:: „Das ist doch noch nie geschehen, daß man fremden Leuten Röcke macht, ihre Felder baut, ihnen Holz und Speise bringt? Die Leute könnten mich ja für einen Narren halten." Aber manche Seele soll jetzt aus ihrem geistigen Tod auferstehen und ein Leben der Liebe und des Glaubens führen. Kehret euch nicht an die Leute und an ihr törichtes Gerede; fragt sie nur bei ihrem Widerreden: „Was soll man tun? Gutes oder Böses? Wie soll ich Gott dienen? Mit Liebeswerk oder mit Müßiggang?" Schämet euch keines Dienstes, den ihr euren Nebenmenschen tun könnt; Gott nimmt alles an; nur muß es mit der rechten Hand getan sein und die linke darf nichts davon wissen. Lasset den Geiz nicht einreden, als würde man arm, wenn man Gutes tue; ich sage euch aus eigener Erfahrung, daß man nicht arm wird dadurch, reich wird man auch nicht, aber das ist ja für einen Christen gar nicht nötig. O, wenn ihr nur einmal angefangen hättet, die Hand auszustrecken. Ihr könntet nimmer aufhören, Gutes zu tun, weil ihr dann fühlen würdet, wie süß und reizend es ist, dem leidenden Mitbruder wohlzutun und mitzuteilen und wie Geben seliger ist als Nehmen.

(Eingesandt von Johann D. Unger.)

Die Reiseschuld.

Jemand wirft die Frage auf, ob J. F. H. vielleicht einen Rat habe, wie die Reiseschuld könnte bezahlt werden. Mein Rat ist:

1. Mit allseitiger Sach- und Menschenkenntnis unter göttlicher Leitung die frechen schwarzen Schafe ausscheiden und sie als Bolschewiken zurück nach Rußland transportieren, wohin sie gehören.

2. Die Aermsten und Aufrichtigen herauszufinden, die gerne wenn auch nur etwas zahlen möchten, dazu aber nicht imstande sind. Für diese sollte dann von sämtlichen Mennoniten Amerikas schnell die ganze für sie treffende Reiseschuld bezahlt werden.

3. Die Aufrichtigen und einigermaßen Bessergestellten sollten fortfahren, sich aufs äußerste anzustrengen, ihren Teil der Reiseschuld abzuzahlen, wenn möglich etwas besser, als bisher.

Hillsboro, Kans. John F. Harms.

Bekanntmachung.

Umständealber ist die für den 3. Juni bestimmte Mennonitische Schulkonferenz von Manitoba auf Sonnabend, den 15. Juni, verlegt worden. Der Ort der Versammlung bleibt Gretna, Man.

Das Schulfest zu Gretna soll aber, wie bekannt gegeben wurde, Sonntag, den 2. Juni, stattfinden. Beide Versammlungen beginnen um 10 Uhr morgens.

Das Programmkomitee.

Ein Mahnwort zu bestehenden Uebelständen und Unordnungen.

In vielen unserer öffentlichen Versammlungen, großen und kleinen, zeigen sich Uebelstände, die mir für diesmal die Feder in die Hand drücken. Sie betreffen die äußere Ordnung und Haltung in den Versammlungen. Man hat den Eindruck, daß etwas von der Unruhe und Unordnung, die die Zeit füllen, ihre Strudel in manchen Christenkreis wirft. Gott ist aber nicht ein Gott der Unordnung (1. Kor. 14, 33).

In keinem Privathaus ist Ordnung aufrechtzuerhalten ohne eine gewisse Hausordnung. Es geht auch in christlichen Gemeinschaften nicht ohne eine liebevoll und ernst gehandhabte äußerliche Zucht.

Schon ein gewohnheitsmäßiges Zuspätkommen einzelner wirkt in manchem Kreis störend. Dann aber läßt Ton, Haltung und Art mancher Besucher sehr zu wünschen übrig. Wir sind fern davon, zu meinen, daß schon eine äußerliche Feierlichkeit und Schweigsamkeit den Geist herbeiziehe. Wie muß es aber den, der zum erstenmal den Versammlungsraum betritt, berühren, wenn er in ein Stimmengewirr wie in einen Bienenschwarm hineintritt, und wenn das dann andauert bis zum unmittelbaren Beginn der Versammlung? Hat man denn wirklich um Segen gebetet? Dann versperrt man sich doch mit seiner eigenen Geschwätzigkeit selbst den Weg zur Erhörung.

Niemand wird es wehren wollen, daß Besucher still sich grüßen und einander die Hand drücken. Aber wenn Gruppen herumstehen in beliebigem Gerede, wenn geschwätzige Unruhe herrscht bis zum Beginn der Versammlung, dann wird dadurch spürbar das Wirken des Geistes Gottes aufgehalten.

Dieselbe Unruhe wie vor dem Beginn, zeigt sich oft sogleich nach Schluß. Hier macht sie einen noch üblern Eindruck wie vorher. Hat das Wort eine Stätte finden können in Herz und Gewissen? Ist es „mit Sanftmut" aufgenommen worden in den Herzensgrund? Dann muß das Ton und Art nachher beweisen. Wenn man aber augenblicklich nach dem Schluß wieder in den leichtesten Plauderton verfällt, wenn durchaus Nebensächliches in leichter Tonart redselig besprochen wird, so zeigt das deutlich, daß das Wort mit einem Ernst das Herz nicht getroffen hat.

* * *

Ueberaus störend und peinlich wirkt es auch, wenn im Versammlungsraum dauernd die hinteren Plätze zuerst und die vordersten zuletzt besetzt werden. Tief und zäh hat sich dieses Uebel in manchen Kreisen eingenistet, und es scheint eine unüberwindliche Stärke zu haben. Und doch ist das ein Uebelstand, der beseitigt werden muß, koste es, was es wolle.

Wenn Fremde es sind, die zuerst die Ecken füllen, so ist das zu verstehen. Aber unsere Gemeinschafts- und Gemeindeglieder sollten doch auf die Späterkommenden Rücksicht nehmen und die letzten Plätze für sie und die Fremden freilassen. Sollte denn die erziehende Gnade nicht das bei uns bewirken können, was schon Rücksichten der einfachen, natürlichen Schicklichkeit nahelegen?

Wie oft kann man es beobachten, daß Spätkommende durch ein solches Verhalten in die übelste Lage kommen! Weit und breit ist kein leerer Platz mehr zu entdecken. Ratlos blickt das Auge nun im Saal umher. Mancher bleibt auf dem Fleck ratlos stehen, wo er steht. Ich habe auch solche beobachtet, die in aller Stille unbemerkt wieder verschwanden. Sie fürchteten den „Strafgang" durch den ganzen Saal bis zu den vorderen Plätzen so sehr, daß sie lieber wieder gingen, als sich dem auszusetzen.

In manchem Kreis gibt es wenigstens für solche Peinlichkeiten einen Ordner. Aber leider muß gesagt werden, daß es einzelne unter ihnen gibt, die die Sache oft nur verschlimmern. Der Ordner hat sich zwar bemüht, die hinteren Plätze freizuhalten, aber vergeblich. Nun weist er die Ratlosen mit der Hand nach vorn. Da seien noch einige Plätze frei. Das hilft aber nichts. Der Besucher (oft auch die Besucherin, was die Peinlichkeit noch erhöht), rührt sich nicht vom Fleck. Sie mag sich zu diesem Strafgang nicht entschließen. Und nun kommt das Peinlichste. Der Ordner faßt das beklagenswerte Opfer der Gedankenlosigkeit anderer dienstbereit beim Aermel und führt es an sämtlichen Sitzreihen vorüber nach vorn. Durch die ganze Versammlung geht der Strafgang. Alle recken die Köpfe in der einen Richtung, bis endlich die Aermste mit hochrotem Kopf und mit peinlichsten Empfindungen ihren Platz einnimmt. Es braucht lange Zeit, bis die mit Ruhe zuhören kann.

Wäre es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen der erste Versammlungsbesuch auch der letzte wäre? Wir meinen, es müßte doch jeder einsehen, daß derartigen Unordnungen sogleich und mit allen Mitteln ein Ende gemacht werden müsse.

Ich habe jeweilen, um diese peinlichen Dinge abzustellen, vor den Versammlungen die Mitglieder der Gemeinschaft oder der Vereine öffentlich aufgerufen, doch die Plätze vorn zu besetzen, besonders die jüngeren unter ihnen. Ich habe dann nicht begonnen, bis freiwillig von den Einsichtigen das Notwendige geschehen war.

Es sollte doch, meinen wir, möglich sein, das unter uns zu erreichen, was schon unter wohlerzogenen Weltmenschen als angemessen und schicklich gilt. Wenn in diesen kleinen Dingen nicht ein wenig Takt und freundliche Rücksichtnahme unter uns aufgebracht werden kann, wie soll es dann bei gewichtigeren Proben sein? Muß man von diesen kleinen Peinlichkeiten nicht Schlüsse ziehen auf anderes und ernsteres? Man braucht doch kein Christ zu sein, sondern nur ein Mensch von gesundem Empfinden, um zu spüren, daß dergleichen nicht geht.

Wollen wir wirklich die „heilsame Lehre" verkündigen, nicht nur durch Worte, sondern auch durch die Art unseres Zusammenseins? Soll wirklich Einladendes, Werbendes und Freundliches von unseren Versammlungen ausgehen? Dann darf es nicht geschehen, daß vor unseren Augen nächstliegende Pflichten derart versäumt werden. Wir möchten jeden Versammlungsleiter herzlich bitten, doch nicht zu ruhen, bis hier im Interesse aller das Notwendigste erreicht ist.

* * *

Es kommt uns, bevor wir schließen, ein „Notschrei" in die Hand, der vor Jahren in einer christlichen Wochenschrift (dem „Gärtner") zu lesen war. Er greift sarkastisch einen einzelnen Zug aus dem Bilde von Unordnungen heraus und lautet wie folgt:

„‚Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht!' An dieses geflügelte Wort könnte man denken, wenn man Schwester ‚Ich' beobachtet, wie sie ihren Platz außen an der Ecke ihrer Bank verteidigt. Sie ist früh gekommen, sie will einen Eckplatz haben und sie hat einen Eckplatz, u. sie will einen Eckplatz behalten, es komme, was da wolle und wer da wolle. Es ist ihr ganz einerlei, wieviel Leute an ihr vorbeirutschen müssen, ob ihre Kleider dabei zerdrückt werden oder ob andere ihre Kleider zerdrücken. Sie ergibt sich nicht. Eine Versammlungsbesucherin kommt zum ersten Male in die Versammlung; sie hat gehört, Christen seien freundliche Leute. Sie ist schüchtern, sie weiß natürlich nicht, wo sie Platz nehmen soll. Da in unseren Versammlungen, wie fast allgemein üblich, die letzten Bänke zuerst besetzt werden und die ersten Bänke als Strafplätze für die später Kommenden aufbewahrt werden, so hat das arme fremde Fräulein ohnedies schon bis beinahe nach vorn gehen müssen. Nun sieht sie, daß in der Reihe, wo Schw. ‚Ich' sitzt, noch viel Platz ist. Sie wagt nicht, an ihr vorbeizuschlüpfen. Mit flehendem Blick bittet sie die ihre Ecke behaltende Schw. ‚Ich', die ja freundlich sein soll, ein bißchen zu rücken. Schw. ‚Ich' hätte Gelegenheit, das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen. Aber was ist daran gelegen! Sie muß ihre Ecke verteidigen; sie schleudert dem fremden Fräulein einen Blick zu, daß diese schleunigst die Flucht ergreift. Nein, Schw. ‚Ich' ergibt sich nicht. Irgend jemand hilft dann doch dem fremden Mädchen, ein Plätzchen zu finden; aber sie gelobt, nicht sobald wieder in eine Versammlung zu gehen, wo man ihr nicht einmal freundlich Platz macht."

Mit allen Mitteln, in Liebe und Ernst, in Satyre und gütig zuredendem Wort muß ein Verhalten be-

kämpft werden, das zum Bilde Jesu so wenig paßt. Es soll doch unter uns die Atmosphäre des Evangeliums wehen, während es verkündigt wird. Es soll doch etwas vom „Wohlgeruch Christi" über den Versammlungen lagern, während das Wort von ihm bezeugt wird. Diese Atmosphäre wird aber verdrängt durch ein solches Verhalten. Es wird dadurch die verkündigte Botschaft nicht bestätigt, sondern beeinträchtigt in ihrer Wirkung auf Herz und Gewissen.

Also, liebe Geschwister, was lieblich ist und was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." Phil. 4, 8.

Eingesandt von H. Töws.

Woher und Wohin.

Streiflichter aus der mennonitischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von B. B. Janz.

(Fortsetzung.)

Bei allen Schwierigkeiten kann immer noch Großes für Sprache und Volk getan werden, wie unsere Blätter dafür schon reichlich Anleitung und Begeisterung gebracht haben. Ist nicht nötig, das alles zu wiederholen. Nur einige wenige Punkte möchte ich unterstreichen oder besonders hervorheben.

a) Möchten doch alle Familien der Gruppe, ob mit oder ohne Schulkinder, mittragen an diesem edlen Werke. An einigen Orten kanns nicht durchgetragen werden, wenn nur die Familien mit Kindern dabei sind. Bedenket, daß das Schicksal der kommenden Generation auch deine Nachkommen teilen werden, wenn etwa deine Kinder bereits der Schule entwachsen sind und du etwa meinst, keine Pflichten zu haben. In der alten Heimat trugen sie auch mit. Solange wir glauben, **unsern christlichen Glauben, unsere Erbauung am Evangelium gemeinsam mit den Kindern in Deutsch zu haben** (und das soll noch lange währen), ob wir persönlich Schulkinder haben oder keine, **wollen und sollen wir auch alle mithelfen am Deutschunterricht der Kinder.** Es sind auch **Geldbeiträge** gemeint.

b) Aber die Einzelfamilie in fremder Umgebung? — Als in Rußland vor jenen 30 und mehr Jahren das gedruckte Evangelium in russisch (nicht slavonisch, wie die russische Kirche es immer brauchte) in die dunkeln Massen gebracht wurde, begleitet von einfacher, warmer, evangelischer Predigt und sich viele bekehrten, befanden sich auch viele Analphabten darunter, die beim besten Willen sich nicht an dem gedruckten Wort erbauen konnten. Was geschah? Manch ein bejahrter Mann ist für sich ans Buchstabieren gegangen, natürlich ohne Schule; er hat das Lesen erlernt. Welche Ströme des Segens hat ihm sein persönliches Studieren und Lesen des Evangeliums vermittelt. Wenn das dort ging bei den „dummen" Russen (leider hielt man sie dafür), warum nicht in deinem Hause, der du zu einer christlichen Konfession gehörst, die deinem Herzen entspricht, der du zu einem Volke gehörst, dessen du dich nicht zu schämen brauchst.

c) Noch ein Punkt, den ich mit einer erlebten Illustration beginne. Mariechen von 7 Jahren, die einen Winter englischen Unterricht gehabt hat, bringt ihr kleines Brüderchen im Wägelchen in Schlaf. Und singen hilft, damit es schneller geht und sie bald ans Spiel kommt. Da schallt es durchs Haus und dem kleinen Bub ins Ohr: „O Canada, I stand on guard for thee". (Wer's nicht versteht, der wisse, es ist die canadische Nationalhymne). Der Bub schlummerte ein unter den patriotischen Tönen des Immigrantenmädchens im Sommer 1927, eingewandert 1926. Der Junge bekommt den Patriotismus mit der Muttermilch. In mir aber weckte der Gesang ein seltsames Empfinden. Allenfalls hatte die kleine Wärterin kein anderes Lied, kein deutsches Lied. **Der Gesang** ist ein mächtiger Faktor für die Erhaltung der Sprache. Liebe Freunde, durchweg unterschätzt ihr den Gesang. Er pflegt die Sprache, macht das Gemüt weicher und reicher und froher, als es sonst ohne denselben ist. Eine Schule oder Haus mit viel schönem Gesang hat ruhigere, bessere Kinder, als andere ohne denselben. Es ist ja gut, wenn ihr in der Sonntagsschule singt: „Gott ist Liebe", — „Wenn der Heiland" — „Denkt, ich weiß ein Schäfelein" . . . . Ja, es ist gut. Aber warum immer dieselben Lieder bringen? Warum kein neues Lied lernen und mit Begeisterung singen? Warum nicht zur Hebung der Begeisterung, der Willigkeit zwei- auch dreistimmig singen? Warum nur mit den Großen im Chor Uebstunden haben und nicht auch solche für die Schulkinder einrichten? Und wenn keine extra Uebstunden zu Stande kommen können, dann als Ausnahme mal die ganze Stunde der Sonntagsschule dem Gesange zu widmen?

d) Ob schon alle unsere Gemeinden gediegene Jugendbibliotheken haben? Den letzten Cent für Brot, aber den vorletzten Cent für ein gutes Buch in der Hand deines Kindes. Sei froh, wenn Dein Kind nicht nur einen Leib, sondern auch einen regen Geist hat. Laß den Geist nicht verhungern und verkümmern, sonst sucht der sich anderswo das Futter und wird in seinem Heißhunger in englischer Sprache Bücher von der Straße verschlingen zu seinem und der Familie Verderben. Auch bei der Auswahl der deutschen Bibliothek sei man unbarmherzig strenge. Es gibt in der Erbauung, Beletristik und Wissenschaft durchaus gediegenen Stoff. „Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater ums Brot, der ihm einen Stein dafür biete? Luk. 11, 11.

e) Sehr wichtig, besonders für mehr geschlossene mennonitische Siedlungen mit einer solchen Schulverwaltung ist die Anstellung eines Lehrers aus unserer Mitte. Zur Ausbildung unserer jungen Leute als Volksschullehrer haben die beiden **Anstalten** in **Rosthern** und **Gretna** ein großes Werk getan, das nicht bald nach Gebühr vom Volke eingeschätzt wird, sonst brauchten dieselben finanziell nicht so hart ab zu sein. Es scheint in letzter Zeit einige Besserung eingetreten zu sein. Diese Lehrer, Mitglieder uneres Volkes und Mitglieder unserer Gemeinden, haben ja alle Gelegenheiten in den Händen (leider nicht alle Mittel dazu) für eine christliche und völkische, resp. sprachliche Beeinflussung der jungen Generation. In den Schulen ist deutsche Zucht und Sitte dringend notwendig. Bei einer **bewußt positiven Einstellung** haben solche Schuldistrikte noch eine Zukunft für Generationen. Die Anstalten in Rosthern und Gretna sind es wert. Sie sollen leben.

f) Nicht weniger wichtig auch für die mehr zerstreuten sind die **Bibelschulen** für unsere jungen Menschen beiderlei Geschlechts, Pflanzstätten neuen Lebens, des Charakters, des Wissens und — — der deutschen Sprache. Nicht was unser junger Freund auf die Zunge bekommt — die Sprache, ebenso auch nicht was er in den Kopf bekommt — das Wissen, sind die Hauptsache, sondern **was in Herz und Gemüt gepflanzt wird, entscheidet oft fürs ganze Leben.** „Der religiöse Kern" (nach C. Krahn, Bote No. 13) entscheidet in der Tat für Leben, Moral, Eigenart und auch für — die Sprache. Wir verweisen auf den durchaus gediegenen Artikel: „Noch einmal: mennonitisches Volkstum" in der genannten Nummer des Boten. Die mennonitischen Bibelschulen in ihrer Mehrheit sind meistens junge Institutionen. Allein der Einfluß in den betreffenden Häusern und den ganzen Distrikten ist ein tiefgreifender. Und was man mehr nur als Begleiterscheinung betrachtete, die deutsche Sprache (das deutsche Lied dazu) hat ungemein gewonnen. Besonders spürbar ist dieses in den Siedelungen der heimischen Mennoniten, wo die englischen Wogen bereits sehr hoch gingen. Diese Tatsache beobachtet man in U.S.A. sowohl wie auch in Canada. Die englische Volksschule erlaubt täglich eine halbe Stunde deutsch, die Bibelschule mag es nach Belieben einrichten und wenn auch auf 100%. Doch das wäre nicht weise. Wir wollen bewußt dem Leben von heute, und auch unserer Umgebung Rechnung tragen und stellen einige Fächer in englisch ein, etwa ein Drittel des Kursus. Die Schulzeit, 5 Monate während des langen kanadischen Winters, wo sonst nicht viel zu tun ist, gibt prächtige Gelegenheit für geistiges Arbeit. Leider sind manche junge Leute noch nicht willig diese Anstalt zu besuchen, sie ist ihnen zu fromm. Doch oft hats da bei Manchen darin eine entschiedene Wendung gegeben. Immerhin bleibt ein Teil der aufsteigenden Generation fern.

Noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur. Wiederholt stößt man auf die Tatsache, daß mennonitische Kinder eine große Begabung an den Tag legen und die ersten in ihren Klassen sind in Volks- und Hochschulen, ja bis in die Universität. Ob wir damit Säulen fürs Deutschbleiben haben. Man sollte es einem so fähigen Volke zutrauen, doch habe ich starke Bedenken darüber. — Sollte eine allgemeine religiöse **Kraftwelle** der Neubelebung der Erneuerung durch unsere Gemeinden fluten, so wäre damit auch unserer Muttersprache eine neue starke Säule errichtet, ohne solche Absicht dabei gehabt zu haben.

Nord Amerika geht langsam, nein, in letzter Zeit schon mit raschen Schritten Zeiten voll Blut und Tränen, voll Hunger und Elend entgegen, wenn nicht die oberen Zehntausend an Macht und Reichtum bald einlenken zu ihrem eigenen und des Landes Heil. In jenen schlimmen Tagen mag dich das Schicksal verschlagen, Gott weiß wohin. Dann wirst du herzlich froh sein, mit jemand noch **plattdeutsch** sprechen zu können und damit mehr Vertrauen haben in einer Seele bei dem Nationalitätengemisch, bei einer wilden Volkswut in allen lebenden Sprachen. Aber auch in einem Settlement werden sich **die** besser kennen und einander mehr trauen, die noch miteinander den urwüchsigen gesunden platten Dialekt haben. Eine Minderheit ist von platt auf hoch übergegangen, die gehören ja denn auch in den Vertrauenszirkel, sonst wäre z. B. ich selbst mit meiner Familie ausgeschlossen.

Laßt michs noch einmal sagen: Die Muttersprache ist ein teures Erb gut von Mutter und Vater, von der Gemeinde, der Sonntagsschule, von deiner deutschen Bibel. O wahre sie mit allen dir zu Gebote stehenden Kräften, laß es dir auch finanziell etwas kosten. Und sollte später nach unserm Abscheiden oder auch nach dem Heimgange einer weiteren Generation das Unvermeidliche — der Sprachenwechsel eintreten, so bist du nicht zum Verräter geworden. **Verrat** an deinem **Heim,** an deiner **Gemeinde,** an **deinem teuren deutschen Bibelbuche ist es tatsächlich,** sofern du ohne Not den Wortschatz aufgibst, in welchem deine Mutter dich beten lehrte.

Richtungweisend für diese Stellung zu dieser unserer Muttersprache kann mir natürlich nicht die holländische Herkunft sein, nicht die Niederlande mit Amsterdam oder Den Haag als Regierungssitz. Jene **Herkunft,** die mir unsere Ahnen als furchtlose Helden im Glauben, Lieben, Hoffen zeigt, die ein reiches Martyrium mutig bestanden, wie es der **Märtyrerspiegel** von Thielem v. Braght von den Taufgesinnten (Mennoniten) so klar zeigt, sind mir eine laute Mahnung, **der Väter wert zu werden.** (Das genannte Buch ist zu haben in Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa. U.S.A.)

Um meine Linie zu gewinnen brauche ich Merkzeichen, wie auch der Farmer auf dem Lande Pfähle für eine gerade Linie braucht. Da richte ich mich nach der Mutter, dem Heim, der deutschen Schule, der deutschen Predigt, meiner deutschen Bibel, dem deutschen Choral und Liede, der gediegenen deutschen Erbauungsliteratur, der deutschen Poesie (soweit sie rein ist), der deutschen Pädagogik und Wissenschaft. — aber nicht nach dem deutschen Reich mit dem politischen Zentrum Berlin.

(Fortsetzung folgt)

Mission

Aus der Ferne.

Teure Geschwister und Freunde der Mission!

Einen Gruß aus der Ferne in Jesu Namen.

In meinem letzten Schreiben vor einigen Monaten erwähnte ich, daß der Herr uns wiederum zurück nach Schanghang gebracht hatte und wunderbar auf allen Reisen bewahrt und gesegnet hatte. Schon sind wieder einige Monate vergangen, und der Herr ist uns in besonderer Weise nahe gekommen. Da nun von hier keine Korrespondenzen von uns und der Arbeit schreiben, so bleibt es für uns Arbeiter selbst, dieses zu tun. Daß von manchen Stationen auf dem Heidenmissionsfelde wenige Berichte in den Blättern erscheinen, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß man nicht gerne von sich selbst und seiner eignen Arbeit schreiben möchte; aber wo nun niemand anders ist, der es tut, so bleibt kein anderer Weg, und ich weiß wie die Geschwister daheim oft ausschauen nach Berichten von dem Missionsfelde. Es haben mir dieses viele Geschwister auf den Reisen gesagt.

Es ist besonders erfreulich, daß wir berichten dürfen, daß in letzter Zeit einige unserer Geschwister aus dem Lager der Kommunisten entkommen, und wir uns wiedersehen durften. Geschwister Kit mit ihren drei Kindern kamen am 26. Januar hier an. Da sie, als die Regierungstruppen durchzogen, die erste Gelegenheit wahrnahmen, mit denselben aus dem Kommunistennest, wo sie so etwa 5—6 Jahren wie eingesperrt waren, entkommen konnten. Sie hatten, bis sie ganz in der Nähe Shanghangs waren, noch nicht gehört, daß wir zurück seien, und wie waren sie so erfreut, als sie das erfuhren, und kamen sofort uns aufzusuchen. Sie waren Prediger und Bibelfrau in Song Chok, bis die Roten ihr Wesen trieben und sie dann entkamen. Mit ihnen kam auch Br. Ching Jh Ni, der auch mehrere Jahre Lehrer und Schreiber in der Mission war, ehe wir Shanghang verließen, da auch er zum erstenmal heraus konnte. Dann war es sehr drock, denn jeder hatte eine lange und oft sehr traurige Geschichte zu erzählen, und oft konnte ein Wort vor dem anderen nicht Raum finden. Ja dann sitzen wir und hören zu und preisen mit ihnen den Herrn für mancherlei wunderbare Errrettung. Es ist wunderbar, wie der Herr die, die treu waren, oft so herrlich gerettet u. bewahrt hat. Etwa eine Woche später kam noch ein Bruder zum Vorschein, welcher längst für tot gehalten war. Mit einmal war er bei uns und erzählte auch, wie er wunderbar errettet wurde, nachdem er erst von den Roten eine Zeitlang und nachher von den Regierungstruppen welche die Roten vertrieben und oft nicht besser waren als die Kommunisten, gefangen gehalten worden war. Aber er wurde wunderbar befreit und entkam und lebte versteckt alle diese Jahre in einer fremden Gegend, bis er jetzt zurück kehrte. Er hat früher sieben Jahre für uns im Garten gearbeitet. Wie jetzt überall bei diesen ein ernstes Verlangen gereift ist, nur noch für den Herrn zu leben, nicht mehr Geld zu machen, sondern für den Herrn zu leben, das ist erfreulich. Besonders Br. Kit, welcher ein gut einbringendes Geschäft hatte, sagte, daß er jetzt von neuem ganz für den Herrn arbeiten wolle. Er sagte, daß wenn er nur sein Essen bekäme, so wolle er seine Zeit dem Herrn weihen. Er wird jetzt auch in unsere Evangelistenarbeit eintreten, um mit uns auf all den Reisen das Evangelium zu predigen. Seine Familie ist heim zu seiner Mutter gereist, welche Felder hat und so können die dort ihr Brot verdienen und er weiht sich dem Herrn. Wie schön, daß der heilige Geist arbeitet, und Geschwister, er wird auch für die Reisekosten, die diese Evangeliumsreisen fordern, sorgen. Wir essen nicht so wie früher unser eignes amerikanisches Essen sondern alle essen an einem Tische, und das macht sich recht schön.

Ich komme mit einer Frage, wer hat den besten Rat? Es ist hier ein alter Mann in den siebziger Jahren, der ist ganz taub und kann kein Wort verstehen. Kann auch keine Zeichensprache. Er kommt recht pünktlich an den Sonntagen zur Versammlung und will so gerne ein Christ sein; aber wir können ihm nichts vom Evangelium beibringen. Was ist in solch einem Falle zu tun? Ich möchte ihm gerne das Wort von der Erlösung klar machen, und was es bedeutet, ein Kind Gottes zu sein, aber ich kann es nicht. Wenn der heilige Geist jemand etwas über diese Frage offenbart, werde ich mich freuen, dasselbe zu hören.

Wir haben jetzt zwei Wochen besondere Bibelstunden beendigt über den letzten Teil der Offenbarung, wo der Herr uns sehr nahe gekommen ist. Für uns war es besonders erfreulich zu sehen, wie viele Geschwister so rege täglich teilnahmen, und wie der heilige Geist ihnen das Verständnis öffnete und sie wirklich verstanden, welches das Interesse bewies. Besonders wichtig ist uns die letzte Zeit und die Zeichen derselben und das nahe Wiederkommen Jesu geworden. Auf zwei Tage kamen zwei alte Mütterchen von einer der früheren Außenstationen 15 Meilen zu Fuß. Die eine ist 78 Jahre alt und die andere 83. Wie froh waren diese alten Schwestern, als sie uns noch einmal wieder sehen konnten, und freuten sich an diesen Versammlungen teilnehmen zu dürfen. Sie erzählten, wie sie geweint hatten, als die schöne Kirche zerstört ward. Wie viele Schwestern in Amerika in diesem Alter würden es diesen Schwestern nachtun, 15 Meilen zu Fuß zur Bibelstunde zu kommen? Gott sei Dank, es sind auch hier manche, die zur Braut des Lammes gehören und mit uns entrückt werden, wenn er kommt, wenn sie auch in vielen Stücken sehr unwissend und hinter manchem weit zurück stehen müssen; aber einst werden wir Ihm gleich sein, wenn er erscheinen wird. Gott sei Dank!

Noch eines ist besonders erwähnenswert, und das ist der kürzlich eröffnete Schnellwegverkehr, indem jetzt regelmäßig Busses und Lastwagen in Shanghang einkehren. Wer hätte so was vorher sagen mögen, daß dieses in diesen letzten Tagen geschehen würde. Zwar hatte man von verschiedenen Richtungen hin schon Hochwege gebaut, und vorigen Sommer kamen die Kraftwagen bis etwa 20 Meilen von Shanghang entfernt. Dann sagte man, daß es bald bis Shanghang sein sollte, und ich sagte damals, vielleicht in weiteren 10 Jahren könne das auch wohl geschehen, und siehe, ein halbes Jahr war noch nicht verflossen, als der erste Kraftwagen in Shanghang einfuhr. Natürlich erregte das großes Aufsehen und noch täglich, wenn sie kommen und gehen, laufen viele hin dieses zu sehen. Die ersten zwei Tagen wurden Freifahrten gegeben, und wenige wagten es, aber jetzt sind sie voll mit Vollbezahlung. Wie hat sich die alte Zeit so großartig verändert, u. alles hat ganz anderes Aussehen. Auch Luftschiffe zeigen sich hier hin und wieder; besonders wird das Geld des Heeres dadurch befördert, und dann strömen die Leute auch ins Freie, den großen Vogel zu sehen, wenn er stolz über der Stadt schwebt. Ja seit 8 Jahren sind wir hier in einer ganz anderen Welt. Ist dieses alles nicht Vorbereitung auf den großartigen Verkehr der Völker und Leute unter einander im Tausendjährigen Reich? Solche Erscheinungen letzter Zeit machen das letzte Buch der Bibel und andre prophetischen Wahrheiten so viel mehr verständlich wie es vor Jahren der Fall war.

Das letzte Buch der Bibel hat uns hier in der Gemeinde in Shanghang Material geliefert für vier Wochen tägliche Bibelstunden, die erste Hälfte im vorigen Herbst und jetzt in den letzten Tagen die andre Hälfte. Gott sei dank für das besonders rege Interesse, welches dieses Studium hervorrief. Wir haben in all den Jahren vorher noch nie solche Versammlungen gesehen. Wir durften mit Freuden merken, was für Genuß und Freude die Geschwister täglich an den Betrachungen zeigten, und, trotzdem es manchmal Regenwetter war, die Versammlungen zunahmen. Besonders erfreulich war es zu merken, daß die Geschwister, die vor jenen 20 Jahren noch Heiden waren, wirklich die Wahrheiten vernahmen und so neu belebt wurden durch die selige Zukunft der nahen Wiederkunft unseres Heilandes, und was sein Kommen alles mit sich bringt. Wir sind in einer ganz veränderten Missionsarbeit, und auch die Methoden sind andere. Haben recht viel Gesang von kurzen Liedern in die Verkündigung des Wortes einflochten, was sich als sehr vorteilhaft und segensreich erweist. Wir haben das früher nie getan, war vielleicht auch nicht möglich, aber es scheint, als ob ein besonderes Bedürfnis gerade dafür in den letzten Jahren erwacht ist. Gott sei Dank für besondere Anleitung des heiligen Geistes auch in solchen Sachen. Wir haben jetzt ein kleines Büchlein solcher Lieder und Liedchen im Druck, welches etwas mehr als 50 derselben enthält, besonders für solche Versammlungen, wo wir versuchen, täglich eines derselben zu lernen. Dieses ist besonders für die Wahrheit der Verkündigung in der betreffenden Versammlung geeignet und erweist sich als eine besondere Hilfe. Tausend solcher Büchlein kosten uns nach amerikanischem Gelde etwa $15.00, und was auch noch besonders zu betonen ist, sie werden hier in Shanghang gedruckt. All dieses trotz all dem Schweren, welches die furchtbaren Verhältnisse der letzten acht Jahren mit sich brachten. Ich meine, all dieses sind auch Anzeichen von dem großen Ereignis, daß diese Dispensation zum Abschluß bringen wird.

Seitdem die oben genannten Versammlungen zum Abschluß kamen, gings auf einige kleinere Reisen in einige unserer Stationen, welche von Räuberbanden nicht besonders bedroht sind. Wir durften zu großen Scharen auf den Märkten das Wort verkündigen und Teile der Schrift und Traktate verkaufen. Viele Hunderte haben auf dieser Reise das Wort gehört und auch heim in die Dörfer und Häuser genommen. Nebenbei hatten wir dann auch Gelegenheit, die Christen, die noch vorhanden waren, in ihren Häuern und sonst auf zu suchen. Einige fanden wir die trotz allem Schweren doch noch am Herrn fest gehalten und ihn noch suchen. Eine Schwester, die früher mit ihrem Manne als Prediger und Bibelfrau arbeitete, fing sehr an zu weinen, denn vor etwas mehr als einem Jahr wurde ihr Mann und auch der älteste Sohn, welcher einst in unserer Bibelschule geboren wurde, erschossen. Der Bruder hatte ein Schwein verkauft und meinte mit dem Gelde zu entkommen, als die Soldaten, die die Kommunisten vertrieben, einzogen. Sie wurden dort auf dem Wege beide niedergeschossen. Die Schwester weinte und erzählte. Wir durften mit ihr beten und sie trösten, indem ich ihr sagte, daß sie nicht mehr trauern solle, sondern noch die kurze Zeit ausnützen, den Frauen um sie her den Weg des Heils zu zeigen, und somit für die Ewigkeit etwas zu tun. In der letzten Versammlung dort im Freien des Abends waren viele versammelt und viel bekundeten, daß sie gerne mit Jesus gehen wollten, wenn er wiederkommen werde.

Gestern kehrten wir von dem letzten Platz zurück, ehe wir auf die lange Reise gehen, und haben besonders die Bewahrung Gottes erfahren. Eben waren wir in Vong Tang, als die Nachricht kam, daß ein Heer Kommunisten etwa 100—500 an der Zahl kämen, und nur noch etwa zwei oder drei Meilen ab seien. Es gab große Aufregung und die Leute versuchten ihre Sachen zu bergen und fertig für die Flucht zu machen, damit sie diesen Räubern entgehen könnten. Natürlich war es für uns recht unangenehm, aber was zu machen, es war Abend und wohin sollten wir gehen? Als ich des Nachts so wach lag

und horchte, was wohl vorgehe, tröstete ich mich damit, daß wohl viele Geschwister in Amerika und auch in China für uns beten würden, und der Herr hätte eine Mauer nach Osten, wo die Räuber waren aufgerichtet durch die Gebete der Kinder Gottes; denn es kam noch vor Abend Nachricht, daß sie eine andere Richtung eingeschlagen und abzögen, nicht diesen Weg zu uns kämen. Trotz aller Aufregung durften wir doch noch mit Freuden das Wort zu einer nicht geringen Schar verkündigen, und der ganze Platz blieb bewahrt. Als wir heimkamen des Abends, kam ein Brief unter anderen, wo Geschwister schrieben, daß sie in besonderer Weise für uns beteten. Da war es klar und das Gesicht des Nachts war wirklich wahr. Ja der Herr will uns noch anderwärts brauchen, und darum führt er uns treulich. Aber es gibt allerlei Gefühle, und wenn man bedenkt, sie hätten mich mit genommen, um Geld zu erpressen, wer weiß was unser Schicksal gewesen wäre. Aber ich durfte ganz getrost sein, denn ich sagte mir, ich bin in des Herrn Hand, und sollte ich in Räuber Hände fallen, um ihnen das Evangelium zu predigen, dann geschehe sein Wille. Der Name des Herrn sei gelobt, noch dürfen wir wirken, wie lange, weiß Er.

Gestern war unser letzter Sonntag hier, ehe wir die lange Reise antreten und der Herr war uns sehr nahe. In der Versammlung war eine besonders große Schar, und der Herr segnete die Versammlung auch im Gefängnis. Am Nachmittag hatten wir noch einen kleinen Abschied und auch ein kleines Liebesmahl, welches von uns aus ging, und es war so erfreulich allem beizuwohnen. Wie die Geschwister so herzlich teilnehmen, und so für uns beten. Ja Gott hat uns hier eine Schar sehr lieber Gotteskinder geschenkt, und wenn es auch nur für einige Monate ist, vielleicht ein halbes Jahr, bis wir wieder kommen, so ist doch der Abschied immer schwer, und es will nicht ohne Tränen abgehen. Gott sei Dank für die Geschwister aus den Heiden.

Wir sind reisefertig, und wills Gott, so reisen wir morgen per Boot den Fluß hinunter, so weit es geht. Auf dem ersten Halteplatz werden wir nur einige Tage weilen.

In viel Liebe verbleiben wir Eure Geschwister für die Hakkas,

F. J. und Agnes Wiens.

Shanghang via Swatow China,
den 18. März 1935.

Ausländisches

Die Aufhebung der Brotkarte in Sowjetrußland.

(Von E. Grineff.)

Zurück zum Kapitalismus. Wie bekannt, sind seit dem 1. Januar 1935 die Brotkarten in Sowjetrußland abgeschafft, und freier Brothandel ist in Monopolläden eingeführt worden. Damit wird schon zum zweiten Male seit dem Beginn der Räteherrschaft eins der Grundprinzipien der kommunistischen Lehre preisgegeben, das heißt die Lebensmittelverteilung unter der Bevölkerung entsprechend den von einzelnen Verbrauchern hergestellten Realgütern.

Zum ersten Male geschah dieses im Jahre 1922, als die Periode des sogenannten „Kriegskommunismus" mit der zwangmäßigen Verteilung der Lebensmittel durch „Nep" — die neue ökonomische Politik — mit Anwendung rein kapitalistischer Methoden ersetzt wurde. Natürlich haben die Bolschewiken weder vor zwölf Jahren noch jetzt die Untauglichkeit ihrer Theorien zugegeben, und die Aufhebung der Brotkarte z. B. wird von ihnen als eine der „Errungenschaften" der Sowjet-Regierung gepriesen. So trat vor kurzem der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, Genosse Molotow, in Moskau mit einer feurigen Agitationsrede auf, worin er erklärte: „Mit der Aufhebung der Brotkarte fällt die letzte Last von den Schultern der Arbeiter im Sowjet-Staate."

Im Auslande, wo die Bolschewiken besonders eifrig Propaganda treiben, ließ man sich dadurch fangen, und oft hört man Stimmen in der abendländischen Presse, die diese letzte „Errungenschaft" preisen. Sehr merkwürdig! . . . . Schon eher könnte man diese Tatsache als Untauglichkeitsbeweis der ökonomischen Grundlage des Kommunismus betrachten!

Das kommunistische Prinzip der Verteilung in Wirklichkeit. Vor einigen Jahren, als das Kartensystem eingeführt wurde, hatte sich die Sowjetregierung ganz verschieden darüber geäußert. Derselbe Molotow verkündete in seiner damaligen Rede, daß „die Einführung der Brotkarten dem anarchistischen Treiben des freien Handels ein Ende machen würde, und von jetzt ab würde jedermann genau seinem Verdienst gemäß belohnt werden — weder mit mehr noch mit weniger". — Also damals stand das Kartensystem für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung. „Es ist wahr," fügte Molotow hinzu, „das Kartensystem bringt noch nicht volle Gleichberechtigung. Dies kann nur bei der folgenden Phase des Kommunismus geschehen, wenn das Prinzip verwirklicht ist: einem jeden nach seinen Fähigkeiten, einem jeden nach seinen Bedürfnissen. Doch wir nähern uns schon dieser Zeit!" So schätzte vor einigen Jahren die Sowjetregierung das Kartensystem, das nun „als Last auf den Schultern der Arbeiterklasse" bezeichnet wird. Das Weiße ist schwarz geworden — ein höchst typischer Fall für den Bolschewismus.

Die Bolschewiken waren vor einigen Jahren zweifellos logischer. Das Kartensystem, die zwangsmäßige Kollektivierung der Bauernwirtschaften, das Ende des Bauerntums, die rücksichtslose Industrialisierung des Landes — der ganze Sowjetkomplex dieser letzten fünf Jahre — entsprach mehr dem Prinzip des Kommunismus als der jetzt verkündete freie Brothandel. Sie haben die Bevölkerung Rußlands zur fürchterlichen Armut, zur schrecklichen Hungersnot, ja sogar zur Menschenfresserei getrieben, Millionen von Menschen sind in Verbannung und Gefängnislagern zugrunde gegangen — doch das kommunistische Prinzip der Lebensmittelverteilung wurde, entsprechend der von den Individuen hergestellten „reellen Werte", in aller seiner Grausamkeit und abstrakten Rücksichtslosigkeit energisch durchgeführt. Der Ingenieur und der Arbeiter — als erste Erzeuger „reeller Werte" — erhielten eine Brotkarte der 1. Kategorie, also die allerhöchste mit der größten Anzahl von Lebensmitteln; Lehrer, Aerzte, überhaupt Personen der intellektuellen Arbeit, erhielten eine entsprechend niedere Brotkarte der 2. Kategorie; Büroangestellte, Buchhalter usw., wie auch die Familienmitglieder der Arbeitenden erhielten — da sie keine „reellen Werte" schufen — nur Brotkarten der 3., niedrigsten Kategorie. Arbeitslose hatten überhaupt keine Brotkarte; wer nicht arbeitet, soll nicht essen, heißt es ja. Also eine völlige Verwirklichung des kommunistischen Prinzips!

Der Arbeiter als Besitzer der Brotkarte 1. Kategorie fühlte sich als Beherrscher der Lage und als privilegierte Klasse. „Ich bin Erzeuger von Realgütern und erhalte 1000 Gramm Brot pro Tag. Du verstehst nur mit der Feder umzugehen, und deshalb müssen dir 300 Gramm pro Tag genügen . . ." Diese Auffassung herrschte in den letzten fünf Jahren in Sowjet-Rußland, daher auch die Vorstellung, die die meisten Ausländer haben, daß der Arbeiter tatsächlich am Steuer des Staates in U.S.S.R. sitze.

Mit der Aufhebung der Brotkarte müßte sich jetzt die Lage bedeutend ändern. Das kommunistische Verteilungsprinzip bricht zusammen, sowie auch das Gefühl des Arbeiters von seiner ephemeren Herrschaft. Wieder erscheint das „anarchistische Wesen des freien Handels" und — welch eine Ironie des Schicksals! — von der kommunistischen Partei selber betrieben! Also vom ideologischen Standpunkt aus gesehen erscheint die Aufhebung der Brotkarte als eine schwere Niederlage des Kommunismus.

Die Ernte von 1934. Vielleicht aber ist die Aufhebung der Brotkarte vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ein Sieg der Sowjetregierung, der die Volksmassen des Sowjetslandes zum Wohlstand bringen wird. Es erregt große Zweifel, ob die Bolschewiken so „sentimental" sein könnten, um des Volkswohlstandes willen auf ihr Grundprinzip zu verzichten — doch versuchen wir einmal die Lage objektiv zu betrachten. Was hat die Sowjetregierung zu ihrem Entschluß, die Brotkarte abzuschaffen, gebracht? Molotow sagt, „genügende Kornvorräte haben es erlaubt, die Brotkartenverteilung aufzuheben. Was bei kleinen individuellen Bauernwirtschaften unmöglich war, hat das kollektive Wirtschaftssystem gemacht". Es ist aber kein Geheimnis, daß gerade seit der Durchführung der Kollektivierung in Sowjetrußland die Nahrungskrise eintrat und von Jahr zu Jahr schlimmer wurde. Bekanntlich herrscht hier in den letzten Jahren große Hungersnot und dabei auf keinen Fall wegen einer zufälligen Mißernte oder sonst eines Mißgeschicks, sondern vielmehr als ein ganz natürliches Ergebnis der Sowjetagrarpolitik, die die Ideen von Marx und Lenin in der Landwirtschaft verwirklichte. Wenn nun dazu noch ein Mißgeschick wie Dürre kommt, dann wird die Lage einfach katastrophal. So ist es gerade in diesem Sommer gewesen. Die ganze Ukraine, die Wolga-Gebiete, der nördliche Kaukasus, Turkestan — d. h. die fruchtbarsten Gebiete Rußlands — waren größtenteils verdorrt. Der Vorsitzende des Zentralen Exekutiv-Komitees Kalinin, sagte in seiner Rede vom 7. November 1934, am Oktoberfest, daß die Dürre in diesem Jahre schlimmer als je gewesen wäre. Die Kornernte — nach den offiziellen Zahlen der Sowjet-Statistik, veröffentlicht im Herbst 1934 — betrug in diesen Gebieten nur 70 Prozent von der des Vorjahres. Und im vorigen Jahre sind hier etwa fünf Millionen Menschen verhungert. Also ist es klar, daß die Brotknappheit sich in diesem Jahre in der U. d. S. S. R. nur verschlimmern kann und die Behauptung der Sowjet-Regierung, sie hätte reichliche Brotvorräte, entspricht keineswegs der Wirklichkeit. Die Aufhebung der Brotkarte soll wohl aus anderen Gründen geschehen. Aus welchen aber?

Bis zum letzten Stück Brot. Die offiziellen Berichte über die Kornernte beeilte sich die Sowjetregierung zu korrigieren und gab bekannt, die Mißernte wäre nur in den südlichen Gebieten zu verzeichnen, während in Westsibirien die Kornernte alle Erwartungen überträfe. — Kurz vor der Veröffentlichung des neuen Erlasses über die Aufhebung der Brotkarte teilten die Sowjet-Zeitungen mit, man hätte im Jahre 1934 ewa 25 Millionen Tonnen Korn auf Lager gegen 23 Millionen im Jahre 1933, also 2 Millionen mehr. Diesen Zahlen darf man Glauben schenken. Doch was beweisen sie? Unter Korn „auf Lager" muß man im Sowjetlande das jährliche Eingehen von Korn in die stattlichen Vorratskammern verstehen — mit anderen Worten, das beschlagnahmte Brot von den kollektivierten Bauern-Kolchosniks. Zeigen also diese Ziffern, daß es im Lande genügende Kornvorräte gibt oder zeigen sie es nicht? Natürlich keinesfalls. Die Wirklichkeit des Sowjetlebens beweist das Gegenteil. Die ganze Welt entsinnt sich noch der in diesem Herbst stattgefundenen Massenhinrichtungen der Bauern aus den kollektiven Wirtschaften wegen „Sabotage der Ablieferung von Brotgetreide an den Staat", welche gezeigt haben, daß die „Brotversorgung" der Sowjet-Regierung in diesem Jahre mit außerordentlicher Grausamkeit durchgeführt wurde. Besonders zahlreich waren die Hinrichtungen in West-Sibirien, gerade in dem Gebiete, in dem nach den Angaben der Sowjetpresse die Ernte in diesem Jahre am günstigsten gewesen

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

sein soll. In Omsk wurden zum Beispiel 7 Mann auf einmal erschossen, in Nowo-Sibirsk 3 usw., dabei waren die meisten frühere Vorsitzende der kollektiven Wirtschaften gewesen, d. h. der Sowjetregierung scheinbar ergebene Menschen. In Omsk hat man während des Prozesses einem der Angeklagten die Frage gestellt, weshalb die kollektive Wirtschaft „Kolchos" das Korn verborgen und nicht völlig dem Staat ausgeliefert hätte. Er antwortete darauf: „Wenn wir alles, was der Staat von uns verlangt, ausliefern, haben wir selber nicht zu essen, kein Körnchen bleibt uns dann, kaufen können wir auch nicht, denn der Staat bezahlt 100 Rubel für 1000 Kilogramm Korn und verkauft es für 3 Rubel das Kilo! Mit anderen Worten — 20- bis 30mal teurer! Woher sollen wir denn das Geld nehmen?" In dieser Weise wurde die Lage in dem wohlhabendsten Gebiet West-Sibiriens geschildert; im Süden soll es natürlich noch viel schlimmer sein. Also wenn es der Sowjetregierung gelungen ist, in ihre Vorratskammern 2 Millionen Tonnen Korn mehr als im vorigen Jahre einzubringen, so geschieht es nicht wegen irgend eines „Ueberflusses" im Lande, sondern nur auf Grund einer vollständigen Ausraubung des Landes.

Was war „des Pudels Kern"? Jetzt nähern wir uns der Lösung der Frage: Warum wurden die Brotkarten aufgehoben? Keineswegs aus philantropischen Gründen. Nicht der Ueberfluß an Korn im Lande, sondern gerade dessen Mangel hat die Räteregierung gezwungen, ihrem Lieblingsprinzip, „der Kartenverteilung der Güter" zu entsagen. Sobald es klar wurde, daß die Kornernte 1934, wie wir gesehen haben — nicht besser, sondern vielleicht schlechter als im Jahre 1933 war, wo der Brotmangel im Lande aufs höchste stieg, so daß Millionen von Menschen verhungerten, entschloß sich die Sowjetregierung, die Brotkarten aufzuheben, denn diese zwangen sie gewissermaßen, die Bevölkerung mit Brot zu versorgen. Diese Maßnahme versprach viele Vorteile: erstens braucht sich die Regierung nicht länger um die Versorgung der Bevölkerung mit Brot zu kümmern, wie bei dem Kartensystem. Ein jeder kann nun für sich selbst sorgen und, wenn er es für nötig hält, Brot kaufen; der Staat übernimmt nur dessen Verkauf. Zweitens kann man bei freiem Brothandel die Regierung nicht mehr für die Hungersnot verantwortlich machen, und Europa wird zum Schweigen gezwungen! Drittens, da die Brotpreise beim freien Handel erhöht werden, gewinnt damit der Staat viele Millionen Rubel. Ein wahrhaftig weiser Entschluß! Die Sowjetregierung greift, wie wir gesehen haben, zu den außerordentlich grausamen Maßregeln und beschlagnahmt von den „Kolchosniks" 2 Millionen Tonnen Korn mehr als im vorigen Jahr. Nachher erscheint das Dekret über den freien Brothandel in Staatsmonopolläden. — So erklärt sich bei näherer Betrachtung die Aufhebung des Kartensystems in Sowjetrußland, die so viele naive Menschen in Europa begrüßen.

Nach der Aufhebung der Karten. Gewinnt die Bevölkerung der U. d. S. S. R. etwas von dieser Aufhebung der Brotkarten, „der letzten Last auf ihren Schultern"? Dem neuen Erlaß gemäß ist nun jedem Bürger der Sowjetrepublik gestattet, statt einer bestimmten Brotration in staatlichen Monopolgeschäften Brot frei einzukaufen, jedoch nicht mehr als 2 Kilo pro Käufer. Der Verkaufspreis für das Brot steigt gleichzeitig mit der Einführung des freien Brothandels, nämlich für Schwarzbrot von 60 Kopeken das Klo auf 1 Rubel und für Weißbrot von 80 Kopeken auf 1.50 bis 2 Rubel, das heißt beinahe auf das doppelte, Um die Brotverteurung zu „kompensiern" hat die Sowjetregierung gleichzeitig auch das monatliche Gehalt der Arbeiter und Angestellten auf 15—20 Rubel erhöht. Diese Zahlen genügen, um zu beurteilen, wieviel die Bevölkerung durch den neuen Erlaß „gewinnt". Der Arbeitslohn wird nur um 12 Prozent erhöht, der Brotpreis aber mindestens um 70 Prozent! Folglich entsprach dem früheren durchschnittlichen Monatsgehalt des Sowjetsarbeiters von 150 Rubel ein Aequivalent von 250 Kilo Brot zu 60 Kopeken das Kilo (Kartenpreis), jetzt ist dieses Gehalt um 20 Rubel gestiegen: 150 plus 20 — 170 Rubel und entspricht nur einem Aequivalent von 170 Kilo Brot zu 1 Rubel das Kilo (freier Preis). Also ist mit der Einführung des freien Brothandels der kümmerliche Arbeitslohn in Sowjetrußland noch um ein Drittel seiner Realbedeutung gesunken! Eine Bestätigung hiervon sehen wir in der Tatsache, daß — wie die Sowjetzeitungen berichten — seit dem 1. Januar im Sowjetland 27 Prozent weniger Brot täglich von der Bevölkerung gekauft wird als in der Zeit des Kartensystems. Und dabei herrscht Hungesnot im Lande, und Brot dient als einziges Nahrungsmittel! Die arbeitende Bevölkerung besitzt nicht genügend Geld, um das frühere Quantum Brot zu den erhöhten Preisen zu kaufen, und die Menge von Arbeitslosen und sogenannten „Entrechteten" hat überhaupt keine Geldmittel.

Aber wir wollen die Sowjetbürger selber darüber Bericht erstatten lassen. Vor mir liegt der Brief eines Schullehrers in Moskau an seine Verwandten im Auslande. Ueber die Aufhebung von Brotkarten lese ich folgendes: „Viele harrten auf dieses Ereignis, doch wenige freuen sich jetzt darüber! Früher wußten die, die im Staatsdienste standen, wie auch ihre Familienglieder, daß man doch wenigstens 1 Kilo Brot am Tage auf die Karte bekommen würde, jetzt ist sogar diese Sicherheit verschwunden. Der Preis ist auf das doppelte, ja sogar dreifache gestiegen, und unser Gehalt ist kaum auf ein paar Rubel im Monat erhöht worden. Woher kann man das Geld für das teure Brot beschaffen? . . . Und dabei spielt Brot ja die Hauptrolle in der Ernährung. Dazu darf eine Person nicht mehr als 2 Kilo Brot kaufen. Früher ging meine Frau mit allen Brotkarten in den Laden und bekam das Brot für die ganze Familie gleichzeitig, jetzt muß jeder einzelne ins Geschäft rennen und dort noch stundenlang Schlange stehen! Dann plötzlich, wenn man endlich an der Schwelle ist, wird die Tür vor der Nase geschlossen: das Brot ist ausverkauft! So läuft man in ein anderes Geschäft und stellt sich wieder geduldig in die Schlange. Doch," fügt der Korrespondent hinzu, wahrscheinlich aus Angst vor der Zensur, „es hängt ja nur von einer genügenden Anzahl von Geschäften ab, und diese soll vergrößert werden."

Arbeitslose und die „Lischentzi". Hoffnungslos schwer wird jetzt das Schicksal der Arbeitslosen in Sowjetrußland, die gar nicht nur die Eigentümlichkeit des kapitalistischen Europa sind, wie viele denken. Mit der Aufhebung der Brotkarte muß ihre Anzahl sich bedeutend vergrößern. Da in der Zeit des Kartensystems Geld keinen besonderen Wert in Sowjetrußland hatte, konnte die Regierung eine große Menge im Dienst halten. Nun aber, wo Geld im Werte steigen wird, werden sicher große Einschränkungen im staatlchen Apparat eintreten müssen und viele werden nun abgebaut: erstens wird die kolossale Anzahl von Angestellten der Kartenbüros nun arbeitslos. Zu den Arbeitslosen muß man auch die „Lischentzi" zufügen, d. h. diejenigen, die von der Sowjet-Konstitution entrechtet worden sind und dadurch automatisch ihr Recht auf jegliche Arbeit verloren haben. Hierzu gehören alle „gewesenen Leute" und ihre Familien: Geistliche frühere Kaufleute, Fabrikbesitzer, Offiziere der kaiserlichen Armee, frühere Gutsbesitzer, Hausbesitzer, Polizeiangestellte usw. Mit den Arbeitslosen zusammen bilden sie etwa 20,000,000 Menschen. Das ist wahr, alle diese Menschenkategorien hatten auch früher keine Brotkarten, manchen jedoch kamen glücklichere Nachbarn zu Hilfe, die nun seit dem 1. Januar in der gleichen Lage sich befinden. Ein früherer Beamter der Zarenregierung, der von seinen Angehörigen aus dem Auslande etwas Geld erhält, schreibt ihnen folgendes: „Ihre Sendungen sind jetzt das einzige, wovon ich lebe. Und wenn sie aufhören, bleibt mir und meiner Frau nur der Hungertod. Alle diese letzten Jahre half uns ein junger Ingenieur, ein guter Mensch, mit Brot. Jeden Tag gab er uns seine ganze Kartenration und für sich selbst kaufte er etwas in den staatlichen „Kommerzläden", die Brot zu dem vierfachen Preis frei verkauften. Nun aber, mit der Aufhebung von Brotkarten, gibt es kein billiges Brot mehr, und unser Wohltäter ist also schon nicht imstande, für sich selbst wie auch für uns Brot für den erhöhten Preis zu kaufen. Früher hatten nur wir „Lischentzi" kein Brot, heute — die ganze Bevölkerung . . ."

„Eine gute Miene zum bösen Spiel." Also — die ganze Bevölkerung! . . . Wie konnte es auch anders sein, wenn die Aufhebung der Brotkarten nicht auf Grund von „Brotüberfluß" im Lande, sondern gerade wegen Mangel desselben hervorgerufen worden ist, um gleichzeitig auch die Untauglichkeit der kommunistischen Agrarpolitik im Auslande zu verheimlichen und die Verantwortung für die Schrecken der Hungersnot im Lande auf die Bevölkerung selbst zu wälzen.

Also unsere zweite Frage: ob die Aufhebung der Brotkarten in Sowjetrußland nicht zum Wohlstand der Bevölkerung beitragen wird, hat jetzt ihre Antwort erhalten. Nur eine geringe Anzahl hochgestellter Spezialisten und Kommunisten gewinnt an dieser Neuerung, die ganze übrige Masse bleibt in derselben Hungersnot. Natürlich soll das keineswegs bedeuten, daß das Kartensystem überhaupt gegenüber dem freien Handel Vorteile aufweist. Allein in den verkrüppelten Formen des Sowjetlebens, wo jede private Initiative tot ist, wo abstrakte marxistische Theorien künstlich ins Leben gebracht werden, die das Land zu erschütternder Armut geführt haben, ist jede — sogar gesunde — Unternehmung schon totgeboren. Nur wenn die marxistische Theorie geopfert wird, kann der katastrophale Lage im Lande ein Ende gemacht werden, doch würde das auch der Untergang der Sow-

jetmacht bedeuten. Selbstverständlich wären die Bolschewiken damit nicht einverstanden. Sie ziehen es vor, von den kollektiven Wirtschaften die ganze Ernte bis zum letzten Körnchen zu requirieren und einen staatlichen Monopolbrothandel mit 30fach teurerem Preise zu eröffnen. Dabei wird dem naiven Europa verkündet, „die letzte Last sei von den Schultern des Sowjetarbeiters gefallen".

(Aus „Wort und Werk".)

Der Tag der Nationalen Arbeit.

In Winnipeg am 1. Mai 1935.

Ansprache des Deutschen Konsuls.

Der Konsul, der selbst Frontkämpfer war, wandte sich zunächst zu seinen Kriegskameraden mit den Worten:

„Kameraden!

Der verewigte Reichspräsident von Hindenburg, unser unvergeßlicher Feldmarschall, unser Führer und Kamerad im Kriege, hat wenige Wochen vor seinem Tode, am 13.7.1934, zur Erinnerung an den Weltkrieg das Kriegsehrenkreuz gestiftet.

Es wird auf Antrag verliehen an alle Deutschen, die am Weltkriege 1914/18 teilgenommen haben, an die noch lebenden sowohl wie an die Witwen und Eltern der Gefallenen oder an Kriegsfolgen Gestorbenen. Daher sind drei Ausführungen geschaffen

a) für Witwen und Eltern,
b) für Kriegsteilnehmer, die nicht an der Front waren,
c) für Frontkämpfer.

Für die im Ausland lebenden Kriegsteilnehmer sind die zuständigen amtlichen Reichsvertretungen Antrags- und Verleihungsbehörde.

So sind auch im hiesigen Konsulat hunderte von Anträgen eingegangen. Alle Waffengattungen, alle Grade sind dabei vertreten. Ich habe mich gewundert zu sehen, wieviele deutsche Kriegsteilnehmer wir in Kanada haben. Zahlreiche wissen noch nichts vom Ehrenkreuz. Ich kann nicht mehr tun als es in den deutschen Zeitungen bekanntgeben, die aber offenbar nicht überall gelesen werden. Täglich laufen neue Anträge im Konsulat ein.

In der Regel sende ich mit der Post den Dekorierten die Ehrenkreuze zu. Aber wenn eine besondere Gelegenheit vorhanden ist, dann wollen wir die Verteilung der Kreuze in gemeinsamen Feiern vornehmen. So haben wir es in Vancouver gehalten, wo wir anläßlich des Besuchs des Kreuzers „Karlsruhe" einen „Deutschen Abend" feierten. In Anwesenheit von etwa 250 Mitgliedern der Besatzung unseres Kreuzers hat dessen Kommandant, Kapitän zur See Lütjens, den dortigen Kriegskameraden die Ehrenkreuze angeheftet. Und so ist es mir eine besondere Freude, daß ich eine Anzahl von Ehrenkreuzen heute hier auf dieser Feier unseres deutschen Tages der Nationalen Arbeit verteilen kann. Leider nur einen Teil, da eine größere Anzahl von Anträgen noch geprüft werden muß, bei denen keine Dokumente miteingereicht worden waren."

Der Konsul nahm dann die Verteilung von 18 Ehrenkreuzen an ein Elternpaar, einen Kriegsteilnehmer und 16 Frontkämpfern vor und fuhr fort:

„Ich spreche Ihnen, meine Kameraden, denen ich im Gedenken an unseren Feldmarschall und im Namen des Führers und Reichskanzlers die Ehrenkreuze verleihen durfte, meine herzlichen Glückwünsche aus. — Wir geloben, unsere Erinnerungskreuze in Ehren zu tragen."

Dann wandte der Konsul sich an die gesamte Festversammlung mit den Worten:

„Landsleute!

Ich wünsche zunächst allen aufrichtig zu danken, die zu dem Zustandekommen und Gelingen unserer heutigen Feier beigetragen haben, d. h. dem vorbereitenden Ausschuß, vor allem aber denjenigen, die ihr Können in den Dienst dieses Festabends stellen, insbesondere auch unserem neuen „Deutschen Gesangverein", dessen erstes und ausgezeichnetes Auftreten wir dankbar begrüßen. Unser bester Dank soll darin bestehen, daß wir alle versprechen, dem „Deutschen Gesangverein" mit allen Kräften zu helfen. —

Deutsche Volksgenossen!

Wir haben vorhin gemeinsam das Lied vom „guten Kameraden" gesungen. Unser heutiger Festabend steht im Zeichen der Kameradschaft. In diesem Geist der Kameradschaft empfingen und tragen wir Kriegsteilnehmer unsere Ehrenkreuze. Nicht in kriegerischem Geist, von dem die Zeitungen wieder einmal voll und die Schreier laut sind, nach deren verlogenem Getue die eigenen gewaltigen Heere und Flotten natürlich nur zur Verteidigung da sind, während unser selbst nach der geplanten Aufrüstung noch kleines Heer und gar erst unsere Flotte selbstverständlich nur zum Angriff bestimmt sein können! — Nicht in diesem Geist, sondern im Geist des deutschen Soldaten, der den Krieg am eigenen Leibe erlebt hat, der keinen neuen Krieg will, weil er den Krieg kennt. Aber auch im Geist des deutschen Menschen, der sein Volk und dessen Ehre liebt und wenn es nottut, dafür einzustehen und sie zu verteidigen jederzeit berei ist. Im soldatischen Geist, der in erster Linie Pflichterfüllung und Kameradschaft ist. Pflichterfüllung gegenüber der Nation, gegenüber dem Volksganzen, gegenüber dem deutschen Bruder und der deutschen Schwester, und damit Kameradschaft.

Sie hatte sich im Kriege bewährt. In den 14 Nachkriegsjahren war sie zum großen Teil verschüttet. Zerrissen und zerspalten war das deutsche Volk in Klassen und Parteien. — Aber der Geist der Kameradschaft war nicht tot. Im Stahlhelm und ähnlichen Organisationen der Frontkämpfer wurde er gepflegt. Und dann erstand das kleine Häuflein jener Sieben in München, deren Führer, der ehemalige Gefreite, mehrmals schwer verwundete, die Schmach seines Volkes nicht verwinden können-de Kriegsfreiwillige Adolf Hitler, bewußt anknüpfte an das Fronterlebnis und dessen edelste Erscheinung: an den Geist der Kameradschaft.

Wie er seine Bewegung, wie er das deutsche Volk durchdrungen und durchtränkt hat mit diesem Geist, haben wir vorhin in der Festrede gehört.

Kameraden des Krieges, Kameraden des Friedens, Kameraden der Arbeit wollen wir sein! Aus der Kameradschaft baut sich auf die deutsche Volksgemeinschaft, ersteht der deutsche Sozialismus.

Wir fühlen uns verbunden diesem im Nationalsozialismus geeinten deutschen Volk, und wir danken dem Führer, der unser Volk wiedererweckt hat und es zu diesem deutschen Sozialismus erzieht. Unser Dank soll vor allem darin bestehen, daß wir ihm auch am heutigen Abend treue Gefolgschaft und Mitarbeit an diesem großen Erziehungswerk geloben.

Und so fordere ich Sie auf sich zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf:

Im Gedenken an unseren großen Toten, den Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten von Hindenburg, im heißen Willen, unser Bestes zu geben in der Mitarbeit zum Auf- und Ausbau der deutschen Volksgemeinschaft, die echte Kameradschaft bedeutet, dem deutschen Volk und seinem Führer und Reichskanzler ein dreifaches Siegheil!

Arbeiterlied.

(Vorgetragen von Fräulein H. Kistner.)

Leuchte, scheine, goldne Sonne,
Ueber dieses freie Land;
Felder, Wälder, Städte hülle
In dein helles Lichtgewand.
Laß die weiten Aecker reifen
Und die kleinen Gärten blüh'n,
Leuchte hell in die Fabriken,
Wo wir uns im Schatten müh'n:
Leuchte, goldne Sonne, scheine,
Spende deines Segens Kraft,
Bruder: deine Hand! Hier meine!
Arbeitsbrüder, uns vereine
Eine heil'ge Leidenschaft.

Tu dich auf, du Tor der Halle,
Sonne, breche hell hinein,
Wollt ihr, werkende Maschinen,
Neuen Volkes Helfer sein?
Euer Rattern, euer Dröhnen
Klingt wie freudig Ja-Geschrei.
Kampf ist Arbeit, Arbeit Liebe,
Kämpfend schaffen wir uns frei!
Hoch der Bergmann, der, verloren
Tief im Schacht, die Kohlen haut,
Der mit Dynamos, Motoren,
Kraft aus seinem Leib geboren,
Unsre neue Welt erbaut.

Tausend laute Räder brausen,
Städte tönen, stromentlang
Ziehn die schwerbelad'nen Schiffe,
Braust der Eisenbahn Gesang.
In Millionen Menschenherzen
Zieht der Glaube freudig ein:
Was des Volkes Hände schaffen,
Soll des Volkes Eigen sein.
Land und Freiheit unser Eigen,
Menschenwürde unser Recht!
Kraft soll sich der Schwachheit neigen,
Brüderlich einander zeigen:
Keiner Herr und keiner Knecht.

Leuchte, scheine, goldne Sonne,
Unserm Vormarsch in die Welt.
Uns, die nun im Anfang steh'n,
Keine Macht noch Fessel hält.
Alte, Junge! Neue Menschen!
Werkbeglückt einander nah'n,
Menschen, keinem andern Geiste
Als der Liebe untertan.
Drum, mein Hammer, schwing und halle,
Läute Frieden, Hammerschlag!
Ruf mit deinem Stahlgesange
Stadtvolk, Landvolk, Brüder alle
In den großen Arbeitstag.

Heinrich Lersch.

Ansprache von Aeltester J. P. Klassen.

(Kurz wiedergegeben.)

Wie er, so woren auch seine Eltern und Voreltern schon in Rußland geboren worden und Rußland sei ihnen Heimat und Vaterland gewesen. Die Deutsch-Mennoniten in Rußland standen sich wirtschaftlich gut; sie hatten ihre eigenen Schulen, Hospitäler und Anstalten aller Art und fühlten sich wohl und zu Hause. Als dann der Krieg ausgebrochen sei, und die russischen Heere zurückgeschlagen wurden, merkten die Deutchen in Rußland bald, daß sie doch noch immer Fremdlinge dort seien. Nach dem Krieg und der Revolution mit allen Schrecklichkeiten, Verfolgungen und Bedrückungen, kam der Tag, wo ein großer Teil der Mennoniten nach Canada auswandern konnte. Hier in Kanada hätten sie es nun wirklich gut. Er wolle seine Landsleute aber ersuchen, daß sie über all dem Guten, daß sie hier haben, eins nicht vergessen sollten: Nämlich sich ihre **deutsche Muttersprache** zu erhalten. Kein Deutscher brauche sich seines Deutschtums und seiner Muttersprache schämen, aber wenn wir nicht aufpaßten, so würde es nicht sehr lange dauern, bis wir die deutsche Muttersprache verlernten. In Deutschland sei nun nach schweren Irrjahren ein großer Mann erstanden, der sein Volk zu voller Einigkeit gebracht habe und wie wir ihm und dem Dritten Reich allen Erfolg wünschen, so wollen wir Gott bitten, daß er Deutschland und das deutsche Volk erhalten möge.

Festrede.

(Gehalten von Herrn A. Rauhaus.)

In Gemeinschaft mit Millionen von Auslandsdeutschen, die über die ganze Welt zerstreut sind, und den Volksgenossen in der Heimat, gedenken wir heute abend des Nationalfeiertages des neuen Deutschland, des Tages der nationalen Arbeit. Der Tag der nationalen Arbeit, in seiner Bedeutung ein wahrer Volksfeiertag, der nicht nur einer bestimmten Gruppe von Menschen gehört, sondern allen Schichten der Bevölkerung, wird heute zum dritten Mal gefeiert. Es kommt ihm eine ganz besondere Bedeutung zu, denn durch ihn wird die Arbeit, wird der Arbeiter geehrt und in ihm feiern wir nicht nur die end-

(Fortsetzung auf Seite 10.)



Der Nationalsozialismus in mennonitischer Beleuchtung.

(Von V. Warkentin.)
(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist darum nicht verwunderlich, daß auch die Mennoniten wieder einmal die Streitaxt aufgenommen und den deutschen Nationalsozialisten zum Kampfsobjekt erkoren haben, umsomehr als wir ein deutscher Volksstamm sind, der, obwohl dem deutschen Reiche fern, immer deutsches Wesen geatmet hat. Es ist das aber kaum genügend, um den gewaltigen Umsturz in seiner ganzen Bedeutung für Deutschland zu verstehen und es ist belustigend, wenn man sieht mit welch naiver Unkenntnis zu Felde gezogen wird um den Nationalsozialismus zu verdammen, bezw. in den siebenten Himmel zu erheben. Während der Eine sich auf die Blutsbande, die uns mit Deutschland verbinden besinnt und deshalb behauptet den Nationalsozialismus bedingungslos annehmen zu müssen, zieht der Andere mit seinen theologischen Kenntnissen auf und stößt in's Horn der katholischen Kirche und verdammt ihn. Wie weit kann man dann aber den Nationalsozialismus anwenden, ohne unsere mennonitische Volksart aufzugeben und wieweit darf man ihn verdammen, ohne gegen unser Toleranzgefühl zu verstoßen und schließlich haben wir uns überhaupt mit ihm zu befassen? Wenn wir einmal einen Vergleich ziehen wollen zwischen unseren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen in Rußland und den gegenwärtigen in Deutschland, abgesehen vom militaristischen Moment, so werden wir Zusammenhänge finden die uns verraten, daß wir das nationalsozialistische Prinzip gepflegt haben, lange bevor es in Deutschland zum Durchbruch kam. Ja bei tieferer Forschung läßt es sich nachweisen daß wir, entgegen unserem religiösen Bekenntnis bezüglich der Toleranz viel nationalsozialistischer gewesen, als es die Deutschen heute sind. Ja unsere Unduldsamkeit hat sich sogar über die Glieder des Landes erstreckt, daß uns Asylrecht und darüber hinaus Vorrechte gewährte. (Zu erwähnen, daß durch diese Unduldsamkeit auch mancher Stammesbruder in Mitleidenschaft gezogen wurde, etwa weil er das Unglück hatte, ein Anwohner zu sein, wäre doch wohl zu kompromittierend?) Es haben sich unsere Begriffe diesbezüglich, durch die zwangsweise Zerstreuung, die uns mit verschiedenen Nationen in Berührung bringt, wesentlich geändert und es kann ganz gemütlich als Oberflächlichkeit bezeichnet werden, wenn jemand meint aus der Not eine Tugend machen zu müssen und jede Gelegenheit wahrnimmt, d. deutschen Nationalsozialismus zu verhöhnen, der bis vor Kurzem auch zu den Grundzügen des mennonitischen Lebens gehörte. —

Ich möchte nun kurz einige Vergleiche ziehen, die die Indentität zwischen unseren Prinzipien und denen des Natonalsozialismus darlegen.

1. Wir haben es nie geduldet, daß ein Russe als gleichberechtigtes Mitglied unserer Gesellschaft gälte, viel weniger durfte er in unseren wirtschaftlich—administrativen Angelenheiten mitreden. Deutschland hat das Judentum ausgeschaltet, um endlich einmal selbst das Geschick seines Volkes zu lenken.

2. „Einer für Alle und Alle für Einen" war unser schönster Wahlspruch —, heute ist es Deutschlands erstes Gebot.

3. Gemeinsam unternahmen wir die Ausführung von Wohlfahrtsbestrebungen. — Deutschland hat den allgemeinen Arbeitsdienst eingeführt um gemeinsam am Aufbau der Nation zu arbeiten.

Dieses sind nur drei Grundzüge die aber genügen, die Ziele und den Kampf der deutschen Brüder zu respektieren. Wenn wir also den Nationalsozialismus anerkennen wollen, so wird es nur teilweise möglich sein und durchaus keine Umstellung zu neuer Weltanschauung bedeuten, sondern eine Rückkehr zu unserer ureigensten Wesensart u. wir sollten, wo immer es uns heute noch möglich ist, versuchen nach diesen Prinzipien zu handeln. Dann aber gibt es eine Grenze, die wir in der Anwendung des Nationalsozialismus nicht zu überschreiten haben, um wie gesagt, nicht gegen unser Toleranzgefühl zu verstoßen. Um ganz deutlich zu bleiben, nehme ich das Projekt des Herrn Schröder, der bekanntlich ; das in Deutchland im großen Moßtal angewandte Rassenproblem, das in der Hauptsache das arische Element vom jüdischen scheidet, in die Mitte des Mennonitentums hineinträgt und demselben, das ohnehin schon durch konfessionelle Unterschiede und Zerstreuung entnervt ist den Gnadenstoß zu geben gedenkt. Ich habe bis heute nicht gehört, daß in Deutschland z. B. die Preußen als Ausgangspunkt für die Rassenfrage betrachtet werden, sondern jeder der deutsch oder arisch ist, ist vollberechtigter Bürger im Staate. Es ist daher absolut undenkbar, daß wir ein Projekt erwägen sollten, daß die Mennoniten friesischer Abstammung isolieren und diejenigen die etwa polnisches Blut in ihren Adern haben, ausstoßen würde. Ich sehe dann so etwas, wie das indische Pariatum bei mir und wir würden bald ein schönes Kastenwesen, mit den dazugehörigen „Unberührbaren" haben. Nein, hier hat der Nationalsozialismus für uns ein Ende, denn was sich für Deutschland erlösend ausgewirkt hat, müßte für uns katastrophal werden. Dann die in der ganzen Welt heftig umstrittene Frage der gewaltmäßigen Aufwertung der Rasse, durch Unterdrückung der Zeugungskraft bei geistig Minderwertigen und Kranken, die sogenannte Sterilisation. Wie wir im Einzelnen auch zu der Frage stehen mögen, die Anwendung derselben in unserem Volke ist undenkbar, denn wir sind, obzwar zahlenmäßig zum Volk aufgewachsen noch nicht v. unserem Sekten-Koder abgewichen, dessen Grundlage die Bibel und dessen Urheber, der ist, der auch das Geringe und Verachtete geliebt und geschützt hat. Schließlich ist d. ostentative, militäristische Einstellung des Nationalsozialismus ja allen gut bekannt ist. Diese wenigen Punkte dürften genügen um klarzulegen, daß der Nationalsozialismus en-groß für uns als Deutsche nicht bedingungslos annehmbar ist. Wenn wir nun das Für und Wider abzuwägen hätten, müßte das negative naturgemäß überwiegen und damit ergibt sich die garnicht erstaunliche Tatsache, daß der Nationalsozialismus für uns keinen praktischen Wert hat, denn das Gute, daß er hat, haben wir immer besessen und das andere können wir nicht besitzen, solange wir Mennoniten bleiben wollen. Ich sehe es daher als ganz überflüssig an, wenn in unseren Zeitungen, in großen Zügen der Nationalsozialismus befürwortet oder verdammt wird; er geht uns als Volk so wenig an wie der Kommunismus oder Faschismus. Es kommt die Anwendung irgend einer Regierungsform für unser Volk schon deshalb nicht in Frage, weil wir uns ganz einfach den Gesetzen des Landes, in dem wir Unterkunft finden zu fügen haben, ob dieselben nun mit unseren Begriffen über Sittlichkeit, Moral, Aesthetik und Religion vereinbar sind oder nicht (ich erinnere nur an das Biergesetz) und nur erst dann, wenn wir die Konzentration der Mennoniten erwägen und ausführen hat das Studium der verschiedenen administrativen Einrichtungen einen praktischen Wert für uns. Die geneigten Leser werden schon entschuldigen, wenn ich im Zusammenhange mit diesen Ausführungen wieder mal mein Steckenpferd besteige und auf die Notwendigkeit hinweise, daß wir nicht umhin können, ein Projekt auszuarbeiten, daß die Zusammenziehung des mennonitischen Elements und somit die Errichtung einer wirtschaftlich unabhängigen Kolonie erlauben würde, wie ich schon 1932 anregte und seither propagiert habe. Das ist der einzige Weg uns unsere Wesensart zu erhalten, ja würde das weit besser bewirken als eine friesische Randkolonie oder nationalsozialistische Doktrin. Seit 1932 haben sich die Verhältnisse nicht gebessert und die Armut unter unseren Brüdern hier im Lande nimmt erschreckende Ausmaße an, wir aber legen die Hände in den Schoß und warten —, warten bis auch der Standhafteste mürbe gemacht ist. Mit einer Philosophie über die Frage ob Menno Simons unter die Nationalsozialisten kommt, oder ob wir den Juden ihre Daseinsberechtigung abzusprechen oder gelten zu lassen haben, kommen wir wirklich nicht weit — wir müssen mal die Chancen unserer Daseinsmöglichkeit untersuchen und an der Errettung unseres Volkes arbeiten und das bald.

V. Warkentin,
217 Glasgow St., Kitchener, Ont.

N. B. Allen Diejenigen, die mir in Verbindung der G.F.M.K. schreiben, möchten bitte ich, sich die obige Adresse merken zu wollen, ich habe einige Briefe mit großer Verspätung erhalten.

— Ende. —

Die Wehrlosigkeit und das kanadische Gesetz.

(Von J. G. Neufeld, McMaster University, Hamilton, Ont.)

Die Mennonitische Presse Canadas hat sich während der letzten Monate lebhaft mit d. bedeutungsvollen Frage der Wehrlosigkeit beschäftigt. Es ist das erklärlich angesichts der katastrophalen Weltkrise welche zu jederzeit in einen blutigen Krieg ausarten kann. Die militärische Weltlage ist durchaus besorgniserregend. Schon seit Monaten zerfleischen sich Paraguay und Bolivia in blutigem Bruderhaß. Japan und China sind zu jeder Zeit bereit einander an die Kehle zu fahren — zur größten Freude der Soviets, die sich hinter einer großen Armee und noch größerem Wortschwall verschanzen. Frankreich versucht vergeblich ihre Furcht vor Deutschland in wahnsinnigem Rüsten zu verbergen, während Mussolini inzwischen im „Trüben" fischt um dem „Könige aller Könige" von Ethiopien ein Stück wertloses Land abzuräubern.

Diesem gegenüber steht die Mennonitische Gesellschaft und ruft wahrnend, wie schon seit 400 Jahren das göttliche Dogma aus: „Wer das Schwert nimmt soll durch's Schwert umkommen!", — ein ewiges Naturgesetz, welches leider nur zu wahr ist. Unzweideutig ist das mennonitische Prinzip der Wehrlosigkeit und unzweideutig haben ihre Träger ihr Verhalten in einem nächsten Kriege erklärt. Nachdem man sich allgemein klar ist wie man sich den kanadischen Militärgesetzen gegenüber Verhalten will, ist es nun von größter Bedeutung zu erfahren, wie das kanadische Gesetz zur Wehrlosigkeit im Allgemeinen und zur mennonitischen Ansicht im Besonderen steht.

Während der letzten Monate habe ich die kanadischen Verfassungs- und die Militärgesetze durchforscht und mich mit verschiedenen hohen Persönlichkeiten im Ottawa Ministerum in Verbindung gesetzt. Nachfolgendes ist in kurzen Strichen das Ergebnis des Studiums. Absichtlich werden die genauen Gesetzesparagraphen gegeben, um anderen Interessenten das Studium dieser Frage zu erleichtern.

Allgemeines Wehrgesetz: Revised Status 1906, Militia Act, Chapter 41. (Freie Uebersetzung). — „Alle männlichen Bewohner von Canada im Alter von 18 Jahren und aufwärts bis 60, welche nicht befreit sind vom Gesetz, sind verpflichtet zum Dienst in der Miliz. Vorausgesetzt, daß der General Gouverneur im Falle von allgemeiner Mobilization die Dienste aller männlichen Bewohner braucht. Im Falle, daß sich nicht genug Freiwillige melden, sollen die Dienstfähige durchs Los ausgewählt werden. Im Falle, daß nicht genug Freiwillige eintreten, ist es notwendig nicht durch das Los, sondern durch Mobilization die notwendige Mannschaft zu erlangen." —

(Fortsetzung folgt)

Olga und ihre Schwestern.

Erzählung
von
Helene Hübener.
(Fortsetzung.)

Mariechen sah sie von der Seite an. Als er außer Hörweite war, sagte sie: „Olga, das wäre ein Mann für dich, du, mit deinen Ansichten, würdest zu einer Pfarrfrau passen."

„Nicht doch" wehrte Olga ab, „zu solchen Beruf bin ich lange nicht tüchtig genug. Doch, es beginnt zu dunkeln, gehst du nicht zu weit mit, Mariechen?"

„Tante Minchen will mir entgegenkommen, aber es ist besser, ich kehre jetzt um. Was ich dir anvertraut habe, bleibt zunächst ein Geheimnis es wird bald offenbar werden."

Olga ging sinnend dem Dorfe zu. Der Tag war vergangen, auf den sie sich lange gefreut, aber sie hatte nicht die Befriedigung gefunden, die sie von dem ersten längeren Beisammensein mit der Freundin erhofft hatte. Sie waren als Kinder viel zusammen gekommen, hatten den Konfirmandenunterricht bei dem alten Herrn Pfarrer zusammen gehabt und waren miteinander eingesegnet worden. Sie waren beide willens gewesen, in Gottes Wegen zu wandeln, ihrem Heiland treu zu bleiben. Und nun? Olga hatte mit Betrübnis wahrgenommen, daß Mariechen sehr leicht über alles dachte, daß es ihr gleichgültig sei, ob sie einen gläubigen oder ungläubigen Mann zum Lebensgefährten habe. Wie war es nur gekommen, daß sie in der Zeit der Trennung so ganz andern Sinnes geworden war?

Und sie selber? Wie stand es um sie? Sie wußte, daß ihr noch viel mangelte, aber sie wollte gern ihren Heiland von Herzen lieben, war auch durch Tante Susannes Einfluß innerlich mehr gefestigt und gereift. Auch durch ihre liebe Freundin Margarete, mit der sie brieflich verkehrte, wurde sie immer wieder auf das Eine, was not tut, hingeführt. Nun hatte sie lange keinen Brief gehabt. Ob Margarete wohl wußte, daß ihr Bruder in der Nähe von Altenhorst Pfarrer war?

Wenn doch Alfred ihr nicht gesagt hätte, wie Dahlburg über sie dachte, aber es mußte alles zu ihrer Demütigung dienen, wenn gleich sie nicht umhin konnte, die Aeußerung etwas ungerecht zu finden. Wie ernst und kalt war sein Gruß gewesen, als ob er sie nie zuvor gesehen hätte! Nun, das letzte Mal stand sie ihm ja als Dienerin gegenüber, er mochte sie wohl ansehen als nicht in seine Kreise passend. Und nun Mariechens Aeußerung! Wie weit entfernt war er von solchen Gedanken. Er würde ja jeder andern den Vorzug geben vor ihr „dem überspannten Frauenzimmer". Jedesmal, wenn sie sich diesen Ausdruck wiederholte, fühlte sie, wie sich etwas in ihrem Innern aufbäumte. Es war gewiß nicht recht sie wollte dagegen kämpfen und es zu vergessen suchen. Unter solchen Gedanken hatte sie das Haus schneller erreicht, als sie dachte.

„Kind," sagte die Mutter und streichelte ihr liebevoll die Wangen, „sonst kamst du strahlend vergnügt aus dem Forsthause, war's denn nicht mehr wie sonst?"

Sie schmiegte sich an ihre Mutter mit den Worten: „Es ist manches anders geworden, wir verstehen uns nicht mehr so gut wie früher. Aber ich habe sonst einen hübschen Tag verlebt, und lieb behalten wir uns dennoch."

24. Rikas erster Ausgang.

„So, Rika, stütze dich nur fest auf meinen Arm, ich bin kräftig und stark und kann's gut aushalten," bat Olga, während Elvira, die auf der andern Seite ging, klagend ausrief: „Meinen Arm berührst du kaum, Rika, ich möchte dich auch gern stützen, das erstemal, da du draußen gehst."

„Geht beide weg, ihr Mädchen, ich stütze meine Tochter selbst," rief Herr Stark, der gerade des Weges daherkam und bemerkte, wie die zarte Elvira gern helfen wollte und Rika ängstlich auf sie heruntersah, fürchtend, ihr beschwerlich zu sein. Er legte Rikas Arm in den seinen mit den Worten: „Nicht wahr, mein Töchterchen, Vaters Stütze ist die beste; nun wollen wir einmal durch den Garten miteinander wandern. Die Mädchen pflücken unterdes ein hübsches Sträußchen für dich."

Mit dankbarem Blick sah Rika zum Vater auf. Der Ton, in dem er jetzt mit ihr sprach, war ein so anderer geworden, es klang, als ob er mit seinem Liebling Elvira sprach. Wie glücklich machte es Rika! Sie fühlte es war alles vergeben und vergessen, ein Friede erfüllte ihr Herz, den sie nie gekannt. Welch ein herrlicher Frühlingstag! Sie atmete begierig die lang entbehrte Luft ein. Elvira hatte schon ein Veilchensträußchen fertig und brachte es Rika mit den Worten: „Die ersten," während Olga einige schöne Tulpen, Aurikel und andere farbenprächtige Blumen zusammenband zu einem Strauß für Rikas Zimmer.

„Ihr seid alle viel zu gut gegen mich," sagte diese, „wie soll ich euch das vergelten?"

„Dadurch, daß wir immer Sonnenschein auf deinem Gesicht sehen von nun an," rief der Vater, worauf sie ihn so strahlend ansah, daß er ausrief: „So ist's recht, meine Tochter, den Ausdruck halte fest für alle Zeiten."

Als sie die Reise um den Garten vollendet hatten, sah Herr Stark, daß es genug war fürs erstemal. Rika gestand zu, daß sie müde sei und sich ein Weilchen legen müsse.

„Dann geh' ich mit dir und lese dir vor, liebste Rika," schmeichelte Elvira. Rika streckte ihr die Hand hin und sah sie dankbar an.

Eben wollten sie das Haus betreten, da kam ein Mädchen und meldete: Frau Stark lasse bitten, schnell zu kommen, das Brautpaar aus dem Forsthause sei da. Olga eilte ins Besuchszimmer, und der Vater folgte, nachdem er Rika nach oben geleitet hatte. Auch Elvira mußte auf Rikas Bitten gehen, war sie doch auch begierig, Mariechen mit ihrem Verlobten zu sehen. Vor einigen Tagen waren die Verlobungskarten eingetroffen, man hatte sich viel darüber gewundert und besprochen, besonders, da man allseitig angenommen hatte, daß der benachbarte Förster sich das Mariechen holen würde.

Da stand das Paar in jugendlicher Schöne. Mariechen sah reizend aus in ihrem weißen Gewand und dem mit Heckenrosen umrankten Hütchen. Und Herr Schlick, ein schlanker junger Mann, mit feinen Gesichtszügen, dunkelbraunem Haupthaar und Bart, und ebensolchen Augen, die aber für einen feinen Beobachter etwas Ruheloses, nichts Klares hatten. Aber die ganze Erscheinung hatte etwas Imponierendes, Vornehmes. Er hatte einen leichten Umgangston, ein gewandtes Benehmen, man konnte sich denken, daß ein junges Mädchen gefesselt sein konnte durch die äußere Erscheinung. Doch, wer konnte das Herz ergründen? Olga, die tiefer angelegt war, würde vielleicht bald einen Mangel an innerem Gehalt wahrgenommen haben, aber das leichtlebige Mariechen war glücklich selig im Besitz dieses Mannes, der so viel äußere Vorzüge zur Schau trug.

Herr Schlick war weit gereist, hatte ferne Weltteile und Meere kennengelernt, konnte über Handel u. Politik interessandt sprechen, daß Herr Stark ganz für ihn eingenommen war. Ebenso Frau Stark, die zu Olga äußerte: „Du siehst aus, als ob der Herr Schlick dir nicht sympathisch wäre, gefällt dir der Verlobte deiner Freundin nicht?"

„Es ist mir, als sei ich diesem Mann schon einmal begegnet," sagte Olga ernst, „aber ich kann mich nicht besinnen, wo und wann es gewesen ist."

„Du hast ihn wohl einmal im Traum gesehen, mein Kind," neckte der Vater. „Oder du kennst jemand, der ihm ähnlich sieht," fügte die Mutter hinzu.

„Ich kann's jetzt nicht sagen, aber gesehen habe ich ihn schon einmal." Dabei blieb Olga, konnte aber nicht herausbringen wo. Hatte auch jetzt wo verschiedene Pflichten ihrer warteten, keine Zeit, darüber nachzudenken.

Am Abend konnte sie lange nicht einschlafen. Sie mußte immer wieder den Verlobten ihrer Freundin in Zusammenhang bringen mit etwas, das nicht zu seinem Ruhm gereichte. Wo hatte sie ihn doch gesehen? Sie sann und sann, plötzlich ging ihr ein Licht auf. Es war bei Geheimrats gewesen. Sie erinnerte sich, daß Herr Geheimrat sehr verdrießlich zu seiner Frau geäußert hatte: „Man sollte es kaum glauben, daß es auf eine Bettelei hinausging; er wollte eine Anleihe machen, weiter nichts. Dabei tat er, als ob er über Kapitalien zu verfügen habe, die augenblicklich nicht flüssig seien."

Das war alles, was sie gehört hatte, aber daß es sich auf Herrn Schlick beziehen mußte, war sicher, denn er war eben, als Herr Geheimrat diese Aeußerung tat, zur Tür hinaus. Jetzt wußte sie ganz klar, daß es derselbe Herr gewesen, der heute mit ihrem Mariechen als Braut an seiner Seite erschienen war. Der Gedanke war ihr unheimlich, daß Mariechen sich an einem Mann band, der ihres Vertrauens nicht wert war. Was aber nur machen in der Sache? Sollte sie es den Eltern sagen? Sollte sie Mariechen warnen? Das würde unnütz sein, denn sie war zu sehr eingenommen von ihrem Verlobten.

Sie konnte nicht umhin, am nächsten Tage ihrer Mutter die Befürchtung mitzuteilen. Diese meinte, es sei eine gewagte Sache, sich da hineinzumischen, und als Herr Stark davon hörte, war er entschieden dagegen, daß Olga ihre Freundin warne.

„Sie hat ihren Vater, dessen Pflicht es ist, sich genau nach dem Verhältnissen und der Familie des jungen Mannes zu erkundigen, und wie ich den Oberförster kenne, wird er solches tun. Du kannst, wenn du deiner Sache auch ganz gewiß zu sein scheinst, dich dennoch irren. Das Gespräch des Geheimrats mit seiner Frau kann auch, wenn der Herr ihn eben verlassen hat, sich auf jemand anderes bezogen haben, man täuscht sich da zu leicht. Du könntest dich in große Unannehmlichkeiten bringen, wenn du Aeußerungen machtest, die Herr Schlick als Beleidigung ansehen könnte. Wir wollen Mariechen Glück wünschen zu der Verbindung und hoffen, daß dem alten Vater nur Freude daraus erblüht."

So schwieg Olga, konnte aber nicht umhin, diesen Herrn mit Mißtrauen zu betrachten. Da alles offen auf ihrem ehrlichen Gesicht geschrieben stand, so sagte Mariechen eines Tages: „Olga, ich glaube, du beneidest mich, es liegt etwas in deinem Gesichtsausdruck, was ich nicht verstehe."

„Nein ich beneide dich ganz gewiß nicht," sagte Olga mit so verhohlener Aufrichtigkeit, daß Mariechen ausrief: „Nun, dann gefällt dir mein Verlobter nicht!"

„Der Geschmack ist verschieden," unterbrach Olga die Freundin, „aber laß doch, wir wollen nicht darüber streiten."

„Ich begreife dich nicht," versetzte Mariechen, ein wenig beleidigt. „Alle sind entzückt von Herrn Schlick, sogar Tante Minchen, die erst gar nichts von ihm wissen wollte, ist ganz eingenommen. Er ist aber auch reizend gegen Tante, so aufmerksam, so liebenswürdig, auch Vater hat ihn gern."

Es schien aber auch, als ob dem Herrn Schlick das Fräulein Stark nicht sonderlich gefiel. Es war, als ob eine gewisse Unruhe über ihn kam, wenn sie ihn mit ihren klaren Augen so ernst ansah. Und als sie einmal von der Residenz sprach und Geheimrats Namen nannte, da bemerkte sie ein leises, nervöses Zittern in seinen Händen. Es war ja nicht denkbar, daß er eine Dienerin, die ihm aufmachte, wieder erkennen sollte, zumal der Gedanke fern lag, in ihr, der Gutsbesitzerstochter, dieselbe zu finden. Sie war in ihrem Innern überzeugt, daß er und der Herr dort eine Person sei, sprach aber nicht mehr darüber, da

sie doch keinen Glauben fand. Die Zukunft ihrer Jugendfreundin lag ihr von da an schwer auf dem Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Der Tag der Nationalen Arbeit.

Festrede.

(Gehalten von Herrn A. Rauhaus.)

(Fortsetzung von Seite 7.)

gültige Beseitigung des Klassenunterschiedes, sondern besonders auch die Erhebung des Proletariers zu einem stolzen, freien Mann. Der Tag der nationalen Arbeit ist zu gleicher Zeit eine Verkörperung des großen Gemeinschaftsgeistes, der im deutschen Volke in den letzten beiden Jahren herangewachsen ist. Nicht mehr Klassenkampf ist heute die Parole, sondern Gemeinsamkeit aller Volksgenossen, Hand-in-Hand-arbeiten von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Miteinander heißt das Losungswort, nicht mehr gegeneinander und auch nicht mehr ein bloßes Nebeneinander.

Wenn wir einen Rückblick über die letzten 20 Jahre tun, so müssen wir feststellen, daß die Entwicklung der beiden Jahrzehnte, in denen die verschiedensten, oft einander widersprechenden politischen und ökonomischen Grundsätze das Wirtschaftsleben bestimmten, wertvollste Kräfte im deutschen Unternehmertum und der Arbeiterschaft verschüttete. Der marxistische Klassenkampf verhinderte eine innere Verständigung und eine Gemeinschaftsarbeit zwischen den in einem Betrieb tätigen Menschen. Er erzog die Arbeiter dazu, in seinem Unternehmen nicht den am gleichen Werk schaffenden Volksgenossen, sondern nur den Vertreter einer Ausbeuterklasse zu erblicken. Und der Arbeitgeber, der sich anfänglich gewiß gegen diese Einstellung wehrte, kam später dazu, seine Belegschaft nur als Ware, also Arbeitskraft, die sich nach Angebot und Nachfrage richtet, nicht aber als gleichgeachtete Mitarbeiter zu behandeln. Jede persönliche Beziehung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern paßte nicht in dieses System hinein. Vereinbarungen wurden nicht zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern getroffen, sondern den Gewerkschaften der Arbeiter und den Interessenverbänden der Arbeitgeber überlassen.

Die Gewerkschaften, die früher einer Lebensberechtigung nicht entbehrten in ihrem Bestreben, die Lage der Arbeiterschaft zu verbessern, verloren in dem Augenblick ihre moralische Bedeutung, als sie in den Bann des Marxismus kamen, dadurch ihr eigenes, echtes Wesen, zerstörten und vielmehr durch die Heraufbeschwörung des **Klassenkampfes** zersetzend wirkten. Sie konnten vom nationalsozialistischen Staat nicht übernommen werden ebensowenig wie die Arbeitgeber-Verbände, die es nicht zuließen, ein sozial verantwortliches Unternehmertum herauszubilden. Sie konnten mit der neuen Weltanschauung nicht im Einklang gebracht werden.

Obwohl Deutschland schon immer auf sozialem Gebiete bahnbrechend und wegweisend war, so haben doch frühere Regierungsformen herzlich wenig Interesse für das menschliche Lebensrecht des Arbeiters an den Tag gelegt. Die Gewerkschaften waren daher bis zur Machtübernahme durch den Nationalsozialismus zweifellos notwendig gewesen, denn auch Adolf Hitler stellt in seinem Buche: „Mein Kampf“ fest: „Will der Arbeiter die Vertretung seiner menschlichen Lebensrechte in einer Zeit, da die organisierte Volksgemeinschaft, der Staat, sich so gut wie garnicht um ihn kümmert, nicht der blinden Willkür von zum Teil wenig verantwortungsbewußten, oft auch herzlosen Menschen ausliefern, muß er deren Verteidigung selbst in die Hand nehmen“.

Da aber die nationalsozialistische Weltanschauung im Gegensatz zu früheren Regierungsformen die Sorge für das **Wohlergehen des Arbeiters** und die Vertretung seiner Lebensrechte an erste Stelle setzt, verloren die Gewerkschaften auch diese Bedeutung.

An die Stelle der Gewerkschaften und der Arbeiterverbände wurde das „Gesetz der Ordnung der nationalen Arbeit“ die deutsche Arbeitsfront ins Leben gerufen, in der alle im Arbeitersleben stehende Menschen ohne Unterschied ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung zusammengefaßt sind. In ihr soll der Arbeiter jeder Art und jeden Berufes, der Arbeiter der Faust wie der Arbeiter der Stirn neben dem Unternehmer stehen, nicht mehr getrennt durch Gruppen und Verbände, die der Wahrung besonderer wirtschaftlicher oder sozialer Schichtungen und Interessen dienen. Der Wert der Persönlichkeit, einerlei, ob Arbeiter oder Unternehmer, soll in der deutschen Arbeitsfront den Ausschlag geben, denn so heißt es in dem Aufruf seines Führer: „Vertrauen läßt sich nur von Mensch zu Mensch, nicht aber von Verband zu Verband gewinnen.“ Innerhalb dieses Gesetzes ist der Grundsatz des Führertums und der Persönlichkeit auch in der Wirtschaft verwirklicht worden. Das Führerprinzip, die Gefolgschaftstreue und die soziale Ehre bilden seine wichtigsten Bestandteile. Der Nationalozialismus stellt in dem Gesetz vom 20. Januar 1934 nicht ohne weiteres fest, daß jeder Unternehmer Führer des Betriebes ist, sondern er fordert vom Unternehmer, daß er Führer einer dem Betriebe in Treupflicht verbundenen Gefolgschaft sein soll. Er soll der Führer ein, nicht kraft ererbter oder erworbener Rechte, sondern vor allem dank seiner **vorbildlichen Persönlichkeit.** Der Nationalsozialismus beginnt auf dem Gebiete der menschlichen Beziehungen zwischen Unternehmer und Gefolgschaft, der Sozialpolitik. Führer des Betriebes bedeutet dabei alles andere als die Wiederkehr eines überwundenen „Herr-im-Hause“ Standpunktes. Der nationalsozialistische Führer, dessen größtes Vorbild Adolf Hitler darstellt, will nicht diktieren und nur befehlen, wünscht keinen blinden Gehorsam, sondern will durch Wort und Tat überzeugen. Er ist verpflichtet, für das Wohl seiner Gefolgschaft zu sorgen, während ihm diese die Treue zu halten hat. Der Vertrauensrat gewählt von der gesamten Gefolgschaft, unterscheidet sich grundsätzlich von dem bisherigen Betriebsrat, der schon nach der Auffassung des Betriebsrätegesetzes zum Gegenspieler des Arbeitgebers bestimmt war. Baute sich der Betriebsrat also bewußt auf dem Gegensatz von Unternehmer und Belegschaft auf, so geht das neue Gesetz von dem Grundsatz der **Gemeinschaftsarbeit** aus und macht den Vertrauensrat zu einem Organ der Betriebsgemeinschaft. Es hat die Pflicht, das gegenseitige Vertrauen innerhalb des Betriebes und vor allem zwischen Führer und Gefolgschaft zu fördern. Der Sinn der Neuordnung der nationalen Arbeit wird dann erfüllt, wenn sich — wie es Hitler in seinem Buch ausdrückt — Arbeitnehmer und Arbeitgeber als Beauftragte und Sachverwalter der gesamten Volksgemeinschaft fühlen.

Für die Erhaltung des Arbeitsfrieden sorgen die von der Regierung ernannten **Treuhänder der Arbeit**; sie haben auch in Streitfällen zu entscheiden, während Ehrengerichte die soziale Ehre zu wahren haben. Nach den nationalsozialistischen Grundsätzen soll der Treuhänder jedoch, als Vertreter des Staates, so wenig wie möglich in die Verantwortlichkeiten der auf dem eigenen Risiko beruhenden privaten Betriebe eingreifen. Im Gegenteil, er soll in erster Linie die im Betriebe tätigen Menschen dazu erziehen, im Rahmen der Einordnung in die gesamte Wirtschaft ihr eigenes Schicksal selbst zu gestalten. Dadurch will der Staat den großen Grundgedanken der Selbstverwaltung verantwortungsbewußter Staatsbürger erneut ins Leben rufen. Eine neue soziale Selbstverwaltung bei Betonung der Verantwortlichkeit eines jeden Einzelnen ist das große Ziel. Der Staat wird von jetzt ab nur in prinzipiellen Fragen zu entscheiden haben, während die Einzelarbeit in möglichst umfassender Weise von der deutschen Arbeitsfront, der Organisation der Arbeit und der Wirtschaft bewältigt werden soll. Ein weiteres Beispiel für den gemeinsamen Dienst aller Schaffenden im Interesse des wirtschaftlichen und moralischen Neuaufbau Deutschlands gibt uns der **Arbeitsdienst**. Gerade die Jugend in Deutschland wird die Trägerin der neuen Weltanschauung werden und im Gefühl auf dem einzig richtigen Wege zum Wiederaufbau des Vaterlandes zu sein, geht sie mit unwiderstehlicher Begeisterung an ihre Aufgaben. Im Arbeitsdienst schafft der Student neben dem Arbeiter, der Kaufmann neben dem Bauer, hier werden sie zu Arbeitern der Faust und Arbeitern der Stirn herangezogen. Genau so, wie es Arbeitgeber und Arbeitnehmer heute sind, sind auch sie Kameraden der Arbeit geworden. Klassenhochmut und Standesdünkel sind vergessene Begriffe, alle sind eins in der Aufgabe, Ehrendienst am Volke zu tun. Das kommende Geschlecht wird ein stolzes und freies Geschlecht sein und die Worte des Dichters werden wieder wahr werden: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“

Der Tag der nationalen Arbeit gilt zu gleicher Zeit auch als ein Tag des Lobes und des Dankes für die Erfolge der bisherigen beiden **Arbeitsschlachten**, die gegen das Arbeitslosenelend in einer bis dahin völlig unbekannten Art und Weise angekämpft haben. Gewaltige Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung wurden eingeleitet und waren über alle Maßen erfolgreich. Durch sie wurden mehrere Millionen Volksgenossen wieder der Arbeit zugeführt, durch sie wurde die Zahl der Arbeitslosen um Millionen verringert, durch sie wurden die Worte unter Beweis gestellt, daß die innere Bereitschaft für eine Aufgabe alle Zweifel, alle Bedenken und alle Hemnisse überwindet. Der Tag der nationalen Arbeit ist zu gleicher Zeit der **Auftakt zur dritten Arbeitsschlacht.** Wenn auch die Lage am Arbeitsmarkt in den letzten Monaten eine außerordentliche Besserung erfahren hat und neben zahlreichen Neueinstellungen eine vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften zu bemerken ist, so werden in den kommenden Monaten neue große Arbeitsvorhaben zur Ausführung kommen, die weitere, größere Erfolge in der Verringerung der Abeitslosenzahl bringen werden.

Dem Tag der Nationalen Arbeit steht noch eine andere Bedeutung zu. Er stellt das lebendige Denkmal zur **Ueberwindung der kommunistischen Gefahr** in Deutschland dar, die wir, die schon seit Jahren im Auslande sind wohl gar nicht so recht einschätzen können. Dem Nationalsozialismus verdanken wir es einzig und allein, daß der Kommunismus nicht in Deutschland regiert u. daß geordnete Verhältnisse herrschen. Ihm verdanken wir es, daß aus dem Tage zur Feier des Klassenkampfes und der Aufschürung zum Klassenhaß ein Feiertag für die Wiederherstellung der Einigkeit, des Gemeinschaftsgedanken, entstanden ist.

Treue um Treue, zwischen Führern und Gefolgschaften, dem großen Führer Adolf Hitler und der Nation ist heute das Losungswort in Deutschland. Nur so kann es gelingen die Zukunft zu meistern und was der neue Geist, der neue Staat, der Nationalsozialismus in den kurzen Jahren seit der Machtübernahme geschaffen hat, gibt uns allen die Gewißheit, daß wir uns um den Emporstieg Deutschlands nicht zu bangen brauchen. Adolf Hitler hat dem Volke die Treue gehalten, in dem er die **Wehrhoheit**, die Souveränität Deutschlands wiederhergestellt hat. Die Arbeit hat nur dann Sinn, wenn die Früchte der Arbeit auch verteidigt werden können. Das ganze Volk dankt dem Führer für diese Tat und auch wir Auslandsdeutschen können wieder stolz auf unser Vaterland schauen, stolz auf unser Deutschtum sein. Auch wir wollen unserem geliebten Vaterlande aufs neue die Treue schwören, denn eine Weltanschauung, die es verstanden hat, aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern Kameraden der Arbeit zu machen, aus dem Proletariat vergangener Zeiten ein

deutsches, stolzes Arbeitertum zu machen, an die Stelle von Knechtseligkeit und Unterwürfigkeit ein wahres Herrentum voll Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit zu setzen, kann nicht falsch sein. Und die Zukunft wird es lehren.

(Fußnote: Als wir den durch Fahnen des „Neuen Deutschlands" geschmückten Saal, wo die Feier veranstaltet wurde, um 8 Uhr 30 Minuten betraten, bot er ein buntes Bild von nur freudig und gespannt dreinblickenden Deutschen. Und der Saal war bis zum letzten Platz gefüllt. Doch die Männer des „Deutschen Bundes" schufen weitere Sitzgelegenheit, dazu angenehme, und das auch für die Vielen, die noch nach uns erschienen. Die Musik war gut. Am Choral-Gesang des erst vor 8 Tagen gegründeten Chores des „Deutschen Bundes" war keine Kritik zu üben, sondern er zwang einem jeden Bewunderung ab. Der allgemeine Gesang erklang wie von einem lange in Uebung gewesenen großen deutschen Chor. Das Gedicht „Arbeiterlied" wurde meisterhaft vorgetragen. Die Reden wurden begeistert gehalten, aufmerksam angehört und gewiß nicht so bald vergessen werden auch von denen, die nicht zur Rundschaufamilie gehören. Editor.)

Schülerbriefwechsel Deutschland — Canada.

Schulkinder in Deutschland möchten mit deutschstämmigen Kindern in Canada in Briefwechsel treten. Sie möchten mit ihnen ihre kindlichen Meinungen und Eindrücke, Bilder und Briefmarken austauschen und so Jugendfreundschaften schließen. Der „Volksbund für das Deutschtum im Ausland" (VDA.), der über sehr viele Schulgruppen in Deutschland verfügt, leitet diesen Schülerbriefwechsel.

Geistliche und Lehrer in Canada, welche deutschen Unterricht erteilen, werden gebeten, das Interesse für diesen canadisch-deutschen Schülerbriefwechsel zu wecken und zu fördern. Es soll versucht werden deutsche Schulgruppen in Canada mit Schulgruppen in Deutschland in Verbindung zu bringen. Deutsch-canadische Jungen und Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren sollen mit gleichaltrigen Jungen oder Mädchen in Deutschland Briefe wechseln. Jede deutsche Schulgruppe in Canada kann die aus Deutschland kommenden Briefe, Drucksachen und Bilder in einer Mappe sammeln, damit auch die anderen Kinder erfahren, was die Schüler in Deutschland unseren deutsch-canadischen Kindern mitzuteilen haben. Der Geistliche oder Lehrer in Canada sollte den Briefwechsel überwachen und den Kindern mit seinem Rat zur Seite stehen.

Auf diese Weise wird der Gesichtskreis unserer deutsch-canadischen Jugend erweitert, wird die Verständigung zwischen Canada und Deutschland gefördert und unseren Kindern eine ausgezeichnete Gelegenheit geboten, das Deutsch-Schreiben gründlich zu erlernen.

Geistliche oder Lehrer, welche sich mit ihren Schulgruppen daran beteiligen wollen, werden freundlichst ersucht, sich mit dem Unterzeichneten in Verbindung zu setzen. Alle Wünsche die sich auf den Schülerbriefwechsel beziehen, werden an den „Volksbund für das Deutschtum im Ausland" weitergeleitet.

Bernhard Bott,
339 Mountain Ave.,
Winnipeg, Man.

Bericht

der Canadian Mennonite Board of Colonization über die Zahlungen auf die Reiseschuld und über die Prämien im Monat April 1935.

Zahlungen	$1,382.51
Prämien	$ 251.06
Total:	$1,633.57

D. P. Enns, Secry-Treas.

Achter Deutscher Tag für Manitoba am 18. August 1935.

Winnipeg. — Der Deutsch-Canadische Bund von Manitoba beschloß in seiner Bundesversammlung am 3. Mai, abgehalten im Erdgeschoß der ev.-luther. Christuskirche, den achten Deutschen Tag für Manitoba am 18. August zu veranstalten. Es darf erwartet werden, daß der nächste Deutsche Tag in Winnipeg sich nicht nur würdig an seine Vorgänger anreiht, sondern in mehr als einer Beziehung sie sogar noch zu übertreffen suchen wird. Die mit der Vorbereitung beauftragte Vorstandschaft wird in Gemeinschaftsarbeit mit allen verfügbaren Kräften an die keineswegs leichte Aufgabe herangehen. Doch bei allseitigem guten Willen und mit der verständnisvollen Unterstützung des gesamten Deutschtums wird das große Werk gelingen. So soll dann der achte Deutsche Tag für Manitoba sowohl in seiner Vorbereitung als auch in seiner Ausführung Zeugnis ablegen von unserem Willen zur Volksgemeinschaft.

Als den Festredner des Deutschen Tages in Winnipeg dürfen wir diesmal gewiß den Deutschen Konsul für Westkanada Herrn Dr. H. Seelheim erwarten. Musikalisches und gesangliche Darbietungen werden bei der großen Kundgebung uns mit den unvergänglich schönen Klängen deutscher Melodien erfreuen. Der erst kürzlich gegründete Deutsche Gesangverein in Winnipeg, der bereits ein großer Chor ist und noch größer zu werden verspricht, wird voraussichtlich beim Deutschen Tag mitwirken. Ueber die genauen Einzelheiten des Festprogramms wird später noch zu berichten sein. Aber heute bereits dürfen alle deutschstämmigen Volksgenossen in Manitoba mit froher Erwartung dem 18. August, **ihrem** Deutschen Tag, entgegensehen. Alle sind herzlichst dazu eingeladen. Aus Stadt und Land, aus jeder deutschen Siedlung mögen sie in Scharen herbeikommen, um mit ihren deutschen Brüdern und Schwestern den achten Deutschen Tag für Manitoba festlich zu begehen.

In der letzten Vollversammlung des D.C.-Bundes von Manitoba wurden die neuen Bundessatzungen nach eingehender Beratung angenommen. Das Aufnahmegesuch des Deutschen Gesangvereins Winnipeg wurde genehmigt. Ein Pressewart wurde gewählt und Herr F. Liebermann wurde einstimmig zum Ehrenmitglied des D.C.-Bundes von Manitoba ernannt. Der Pressewart.

Die evangelische Reichskirche.

In der englischen Presse wird verzeichnet, daß in diesem Jahre zum erstenmal der englische Geistliche Rev. Robison an der Gedächtnisfeier der Deutschen in England am Heldengedenktage nicht teilgenommen hat. Die Stellungnahme des englischen Geistlichen wird begründet „mit der Haltung des Nationalsozialismus zum Christentum". Trotz manchen Bedenken gegen die religiöse Einstellung einiger Einzelpersönlichkeiten sind sich alle deutschen Christen darüber einig, daß es der Nationalsozialismus war, welcher die christlichen Kirchen Deutschlands, ja wohl ganz Westeuropas, vor dem Schicksal bewahrt hat, welches dem Christentum in Rußland geworden ist. Der nationalsozialistische Staat hat dem Christentum bis heute keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Das, was Deutschland in der ganzen Welt gegenwärtig aufs schwerste schädigt, ist die Haltung der neuen evangelischen Reichskirche selber, deren Fehlgriffe bedauerlicherweise der deutschen Regierung in Rechnung gestellt werden und deren außenpolitische Pläne empfindlich stören. Wenn die Partei der „Deutschen Christen" behaupten, daß die oppositionellen Pfarrer Staatsfeinde und Reaktionäre sind, so wird diese Lüge nicht wahr, wenn sie immer wiederholt wird. Das hat auch d. christliche Ausland allmählich erkannt.

Die Bekenntniskirche für das Gebiet der Altpreußischen Union hat eine Erklärung gegen das Neuheidentum verfaßt. Sie hat folgenden Wortlaut: „Wir sehen, wie unser Volk von einer tödlichen Gefahr bedroht ist. Diese Gefahr besteht in einer neuen Religion, die eine Auflehnung gegen das erste Gebot darstellt. Sie errichtet den Mythus von Rasse und Blut. Sie macht aus Blut Rasse, Nation, Ehre und Freiheit Idole und setzt sie an Stelle Gottes. Die neue Religion verlangt Glauben an ein ewiges Deutschland. Nach diesem unsinnigen Glauben kann sich der Mensch selbst rechtfertigen und selbst erlösen. Eine derartige Auffassung hat nichts mehr mit dem positiven Christentum zu tun, sondern ist die Lehre des Antichrists. Angesichts der Gefahr und Versuchung dieser Religion müssen wir vor dem Staat und dem Volk Zeugnis ablegen. Der Staat hat seine Souveränität von Gott. Die Kirche anerkennt die Autorität des Staates, wie sie durch Gottes Wort begründet und begrenzt ist; aber sie kann sich nicht beugen vor der Forderung des Totalitätsstaates. Die Kirche darf mit der Verkündung des göttlichen Wortes nicht aufhören, auch gegenüber der Gewalt nicht, da sie den Auftrag zur Verkündung des Wortes Gottes hat. Sie muß sich auch der Profanierung ihres Kultus, der Entheiligung des Sonntags und der Entchristlichung der Feiertage widersetzen. Sie muß die Erziehung der Jugend im Sinne des Evangeliums überwachen. Sie ist verpflichtet, ihre im Namen Gottes getauften Angehörigen vor einer philosophischen und religiösen Erziehung zu bewahren, welche die Heilige Schrift verstümmelt und ablehnt, um die Geister für den Glauben an den neuen Mythus zu bilden. Die Kirche betet und setzt über die Nation und die Autorität den Gottessegen, da sich Gott derjenigen erbarmt, die ihn fürchten. Auch muß die Kirche darüber wachen, daß das Beten für die gesetzmäßige Autorität, das ihr durch Gottes Wort befohlen ist, nicht zu einer Vergottung und Anbetung von Macht und Menschenwerk wird. Die Kirche warnt vor einem Götzendienst, durch den wir uns den Zorn und die Verdammung Gottes zuziehen würden. Gott sollen wir fürchten und lieben und, über alles, Vertrauen in ihn setzen."

— Zionspilger.

Aun de Plautdietschi.

Löwi Lid, hia si eck wada,
Ditmoal met de plauti Fada;
Möag wi uck moal aundasch schriewi,
Well wi dannoch plautdietsch bliewi.

Mini Mutta es gestorwi
Plautdietsch, on eck ha giorwi
Aeri Sproak on ha vesproaki,
Eck woa aules plautdietsch moaki.

Mini Kinja säli plauti,
Daut vestoani Hunj on Kauti,
Peat on Koh kaun leicht it foati,
Wiarom sull eck daut dann loati?

Eck kaun aundri Sproaki lehri,
Daut es got on schön to höri,
Doch daut plaut von mini Väta
Es se mi noch emma bäta.

Muttalaut, wo best du lövlich,
So veständlich on so höflich!
Woarom Lid von di wachgoani
Kaun eck emma nich vestoani.

De se äri Sproak sick schämi,
Sulli daut to Hoati nehmi:
De de Muttasproak velöri,
Aeren Heakunftstaum vestöri.

Eck schriew uck en aundri Sproakt,
Kaun it oaba bäta moakt
En de Sproak, de eck giorwi
Von de Mutta, de gestorwi.

Si eck mau aulleen giblewi,
De sick plaudietsch havt veschrewi?
Dah, dann sie eck doch en Domma,
Dann ön Voagel moakt kön Somma.

Plautdietsch well eck dannoch bliewi,
Plautdietsch redi, plautdietsch schriewi,
Well min Lewi nich vedoawi
Plautdietsch lewi, plautdietsch stoawi.

Plaut.

Neugermanische Religion und Christentum.

Ueber das Wesen dieser Deutschen Religion und deren Gegensatz zum Christentum erfahren wir bestimmten Bescheid an der Hand eines Auszugs aus dem Vortrage „Wie predigen wir heute Christus den Gekreuzigten?" von Missionsdirektor Jakob Kröker, Wernigerode am Harz. Dieser Vortrag ist seinerzeit während der Glaubenskonferenz in Bad Blankenburg, Thüringen Ende August 1934 gebracht worden und nun in dem Missionsblatte „Dein Reich komme" März 1935 No. 3 zum Abdruck gekommen. Der ganze Vortrag ist sehr wertvoll, ist entschiedenes Bekenntnis in schwerer Schicksalsstunde, nicht gewöhnlicher Vortrag. Das genannte Monatsblatt, Preis 2.40 RM. jährlich, ist durchaus empfehlenswert. Wir bringen den betreffenden Auszug ohne irgend einen Komentar von Seite 48, 49 und 50:

„Es wäre weit mehr als ein Referat, wenn ich hier zur Bestätigung des Gesagten etwa aus der Fülle modernster Gegenwartsliteratur wörtliche Belege wiedergeben wollte. Folgende kurze Hinweise besagen wohl genug. So schreibt z. B. Prof. Lic. Helmuth Lother in seinem unlängst erschienenen Buch **„Neugermanische Religion und Christentum"**, das eine sehr wertvolle, zusammenfassende Darstellung der Deutschen Glaubensbewegung und verwandter Richtungen gibt:

„Die Deutschreligion lehnt den christlichen Offenbarungsbegriff mit seinem Einmaligkeits- und Absolutheitscharakter ab, sie gesteht nicht zu, daß lediglich das jüdische Volk . . . einer derartigen Offenbarung für wert und würdig gehalten worden sei. Offenbarung des Göttlichen ist vielmehr die Natur und der hohe Menschengeist; nirgends hat sich der göttliche Sinn der Welt tiefer offenbart als im Gottesreichtum der nordischen Seele und in der unergründlichen Tiefe des germanischen Geistes. Die Bibel ist daher lediglich ein literarisches Dokument fremdvölkischen relgiösen Erlebens."

Das Bekenntnis der Deutschreligion lautet daher auch nach Bergmann folgendermaßen: „Ich glaube an den Gott der Deutschreligion, der in der Natur, im hohen Menschengeist und in der Kraft meines Volkes wirkt. Und an den Nothelfer Krist, der um die Edelkeit der Menschenseele kämpft. Und an Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit."

„In einer zweiten und endgültigen Kirchenreformation", sagt Lother, „wollen die Deutschreligiösen neben die katholische und protestantische Kirche die Deutschkirche setzen, deren Sprecher, Seelsorger und Sozialbeamte auf neu zu gründenden deutschtheologischen Fakultäten und Seminaren an den Universitäten auszubilden sind. Das Ziel ist die Abänderung der Reichsverfassung in ihren Paragraphen 135 und 137 dahin, daß die Deutschreligion Staatsreligion ist, private Religionsgesellschaften nicht mehr bestehen dürfen und der Austritt aus der deutschen Staatskirche für einen deutschen Staatsbürger unmöglich ist. Also schließlich: gewaltsame Ausrottung des christlichen Glaubens aus Deutschland", sagt Prof. H. Lother.

„Für die Deutschgotteslehre gilt als erster Hauptsatz der, daß Gott und die Welt eine Einheit sind; im Sinne einer schöpferischen Selbstentwicklung von Gott-Natur. Die Zweiheitsanschauung von Gott und Welt, die einen ganz willkürlichen Gegensatz beider erdichtet und Welt und Mensch entgöttlicht, ist urdeutsch. Der Glaube an einen außerweltlichen oder Jenseitsgott ist nicht indogermanisch, sondern semitischen Ursprungs. Die Welt ist nicht unvollkommen und gottfremd, sondern gotthaltig und gottdurchatmet. Richter unseres Tuns ist nicht ein Jenseitsgott, sondern sind wir selbst, d. h. unser Gewissen und unser Volk.

„Die Gottesgeburt im Menschen aber ist nur eine Wiederergreifung der Mutterhand der Natur, denn der Mutter-Kind-Gedanke ist die (allein) richtige Deutung des Gott-Welt-Geheimnisses. Deshalb ist auch der Katholizismus, der diesen Gedanken in seinem Marienkult bewahrt hat, durchaus modernisierungsfähig, während der Protestantismus, eine Erfindung des kühleren, kritischen Nordens (also scheinbar die nordische Religionsform!) dieses goldene Bild zerstört hat. Der Androkratismus, d. h. das Vorherrschen des männlichen Prinzips, die Ertötung der Heilandsmutter und des Muttergeistes überhaupt, dieser männlich-aktive Erkenntnisgeist, hat in der Gotteslehre die allheiligen Urwahrheiten der Menschheit zerstört. ‚Nur ein Leichnam hängt noch am Kreuz, der Leichnam eines männlichen Gottes.' — **Vor einer blutigen Männerleiche werden wir nicht mehr knien,** aber vor der Mutter mit dem Kinde kann auch der Modernste der Modernen noch knien.

Die Ethik der Deutsch-Religion ist eine heidnische, eine heroische Ethik. Sie beruht auf den drei altgermanischen Tugenden, der Tapferkeit, Ritterlichkeit und Treue, die alle aus der Ehre fließen. Sie lehnt die Wahnvorstellung der christlichen Sünden-, Schuld- und Bußgefühle als Synagogenphantasien ab, sie kennt nur das Einsgefühl, das Heiliggefühl und das Seliggefühl. Die Erbsündenlehre ist nicht nur ungermanisch, sondern auch unsittlich, denn sie zerstört die sittliche Eigenkraft des Menschen und sanktioniert die Sünde, so daß die christliche Sündenvergebungs- und Rechtfertigungslehre das sittlich Fragwürdigste ist, was es gibt. So lehnt der Deutschreligiöse auch den Gnadenempfang als undeutsch ab, denn er ist nicht **Knecht** Gottes, sondern **Herr** des Göttlichen in ihm. Der heldische Mensch wartet daher nicht auf die Heilsgnade, sondern schafft sich das sittliche Heil ohne Gnade selbst. Selbstbegnadigung könnte man das nennen, denn im Begriff der Gnade liegen gewisse verführerische Schönheiten im Gegensatz zur christlichen Fremdbegnadigung.

Freilich weiß der Deutschreligiöse auch, daß es viele Menschen gibt, die schlecht und gemein sind, daß es Unrecht in der Welt gibt, das in der Verletzung der Naturgebote sowie der sittlichen Gebote der Volksgemeinschaft besteht. Demgegenüber aber hat eben statt der christlichen Passivmachung des Menschen im Gnadenempfang . . . die Aktivierung des Menschen in der sittlichen Leistung einzusetzen. **Der Gottmensch muß gezüchtet werden,** aber die Menschheit züchtet nur Pettkuser Roggen und hornlose Ziegen, nicht aber das interessanteste und edelste aller Tiere, den Menschen.

Die monogame Dauerehe zu schaffen, die es bei den Tieren nur selten gibt, blieb dem Kulturmenschen vorbehalten. Einehe auf Lebenszeit ist geradezu artschädlich, denn eine Auslese des tüchtigsten männlichen Individuums, das dann seine wertvolle Erbsubstanz zahlreichen Muttertieren mitteilt, findet unter diesen Umständen in der menschlichen Gesellschaft nur noch in sehr beschränktem Maße statt. Ausgerechnet der Mensch, das sexuellste Tier, das es gibt, soll in lebenslänglicher solitärer und monogamer Dauerehe leben! Solche Sätze aus ‚Erkenntnisgeist und Muttergeist' gehören auch zur heroischen Deutschethik; sie zeigen zugleich die letzten Wurzeln der Muttergottreligion Bergmanns und beleuchten die rein biologische Enstehung und Zwecksetzung seiner Deutschreligion.

So gibt es auch für sie keine Erlösung **vom** Leben, sondern nur eine Erlösung **zum** Leben. Denn wer den Menschen liebt, der heilt ihn, ehe er geboren wird, nicht ehe er stirbt. Nur wir Menschen können Heiland sein, niemand an unserer Stelle; deshalb bedarf die Menschheit dringend **der Erlösung vom Christentum** und vom bloßen Heiland aus dem Jenseits, an dessen Stelle der moderne Volksarzt und Erbgesundheitslehrer zu treten hat. Es muß dann einmal der Tag kommen, wo Bethel und Bethesda verödet liegen, weil alle Kranken und Entarteten ausgestorben sind und nur noch gesunde und fröhliche Menschen da sind, die nicht am Leben leiden, nicht seelisch und nicht körperlich. Und dieser Religionsunterricht und diese Deutschethik muß, so fordert der Katechismus, an Stelle des halbjüdischen christlichen Religionsunterrichtes in den Schulen geführt werden!"

Soweit der Auszug. Dann versteht man auch zwei kurze Notizen in den Blättern einigermassen. Wir bringen dieselben ohne irgend Bemerkungen dazu zu machen.

Der „Vorwärts" vom 15. März 1935 No. 11 teilt mit.

„Kirchenkampf im Reich lodert neu auf. — Die Geheimpolizei beschlagnahmte hier alle erhältlichen Exemplare einer öffentlichen Erklärung, die hier nach den Gottesdiensten in den Kirchen der preußischen Konfessionssynode verlesen wurde, und in welcher antichristliche Tendenzen der nationalsozialistischen Radikalen scharf verurteilt wurden. Verschiedene Pastoren wurden verhaftet, aber nach einem Verhör wieder frei gelassen.

Diese Kundgebung gilt als die ausgesprochendste in dem seitherigen Kampf gegen die Einstellung der Kirche in nationalsozialistische Rahmen.

Versuche, Blut, Rasse, Nationalität, Ehren und Freiheit zu religiösen Prinzipien zu stempeln, wurden in der Erklärung als tötliche Gefahr für das Land bezeichnet wie auch den Ersatz des Glaubens an das ewige Königreich Gottes durch einen Glauben an ein ewiges Deutschland.

Der nationalsozialistische Versuch, die Betätigung der Kirche auf Religion allein zu beschränken, wird in der Erklärung scharf zurückgewiesen. Die Kirche darf nicht zulassen, daß sie aus dem öffentlichen Leben in kleine Privatzirkel verbannt wird, wo sie bis zu dem Punkt isoliert sein würde, daß sie zum Verräter an ihrer Aufgabe werden müßte."

„Der „Courier" vom 27. März 1935 No. 20 teilt mit:

„Geistliche in Haft. — Berlin. — Wie in Erfahrung gebracht werden konnte, beträgt die Zahl der Pastoren, die in Verbindung mit den Versuchen zur Nazifizierung der Kirche von der Gestapo festgehalten worden waren, insgesamt 386. Die Zahl verteilt sich folgendermaßen: Schlesien 200; Brandenburg 80; Provinz Sachsen 40; Pommern 35; Grenzmark 16; Berlin 15. Alle Berliner Pastoren, die Gegner des Reichsbischofs sind, wurden mit Hausarrest bedacht."

Eingesandt von B. B. Janz.

Ein Franzose weist den Weg.

Unter dem Titel „Deutschlands moralische Revanche" beschäftigte sich der französische Schriftsteller Robert Tourly seinerzeit in der Zeitschrift „La Patrie Humaine" mit dem deutschen Sieg an der Saar. Er tat das unmittelbar nach der Abstimmung im Saargebiet, aber angesichts der neuesten Entwicklungen in Europa gewinnen seine Ausführungen gerade gegenwärtig erhöhte Bedeutung.

„Ob man wohl weiß," schrieb der

Verfasser wörtlich, „daß dieser deutsche Sieg gleichzeitig eine moralische Revanche Deutschlands an seinen Siegern war? Er bedeutet die endgültige Verurteilung des Versailler Vertrages. Am 7. November 1918 forderte der damalige Reichskanzler, Prinz Max von Baden, in einer Proklamation an die Ententemächte den Aufbau eines neuen Staatslebens. Die Sieger wollten nicht. Mit dem Schwert an der Kehle haben sie den Besiegten gezwungen, anzuerkennen, daß er allein für den Krieg verantwortlich sei. Es war dieser verabscheuungswürdige Artikel 231, der seitdem den Haß aufrechterhalten und jede Verständigung zwischen den Völkern unmöglich gemacht hat."

Tourly fährt fort: „Vierzehn Tage nach dem Waffenstillstand hatten die Deutschen durch Vermittlung der Schweiz den Vorschlag gemacht, diese Frage der Verantwortlichkeit einer neutralen Kommission zu unterbreiten. Die Sieger haben sich kategorisch geweigert. Wer aber würde es heute wagen, noch zu behaupten, daß die Brantwortlichkeit für die Katastrophe von 1914 einseitig sei, daß nur Deutschland den Krieg gewollt habe und daß nur Deutschland den ewigen Fluch trage wie das mit glühendem Eisen auf die Schulter gebrannte Zeichen des Galeerensträflings?"

„Wird man endlich das Drama verstehen," schloß Tourly seine Ausführungen, „das sich seit sechszehn Jahren abspielt? Wird man endlich erkennen, daß der Grund des Hasses, der jede Versöhnung, jede Annäherung verhindert, in dem ungeheuerlichen Versailler Vertrag zu suchen ist, der revidiert werden und verschwinden muß; und daß es vor allen Dingen und vor allem anderen notwendig ist, Klarheit über die Kriegsverantwortlichkeit zu schaffen? Das ist die unerläßliche Vorbedingung einer soliden und dauerhaften Organisation des Friedens. Das ist es, was die Saarbewohner den Völkern einstimmig ins Gesicht schreien wollten. Wenn diese Klarheit hergestellt ist, dann, aber auch erst dann, wird eine neue Aera beginnen."

Robert Tourly ist nicht der erste Franzose, der gegen den Versailler Vertrag Stellung nimmt, aber er tut das in besonders entschiedener und überzeugender Weise. Einerlei, wie Paris und Moskau sich heute bemühen mögen, die Tatsachen zu verdrehen und Deutschland mit diesen Verdrehungen zu belasten — es ist doch so, wie dieser Franzose sagt: haltbaren und dauernden Frieden wird es in Europa erst dann geben, wenn der ungeheuerliche Versailler Vertrag verschwunden ist.

— **Athen.** — **General Papulas,** seinerzeit Oberbefehlshaber der griechischen Truppen in Kleinasien, der aus seinem Ruhestand zu den Rebellen-Fahnen geeilt war, und der Brigadekommandeur General Kimisis sind auf Grund kriegsgerichtlichen Spruches auf dem hinter dem hiesigen Kinderkrankenhause gelegenen Felde erschossen worden. Sie hatten im Gefängnis noch den Besuch eines Geistlichen empfangen. Als man sie beim Verbinden der Augen fragte, ob sie noch einen Wunsch hätten, gaben sie keine Antwort.

— **Laut Zeitungsberichten hat es** in Paris mehrere Tote gegeben bei den Zusammenstößen mit den Kommunisten, u. in Wien mit Sozialisten bei den Paraden und Demonstrationen am 1. Mai. Von England kommt die Nachricht, daß der 1. Mai so ruhig verlaufen sei, wie irgend ein Sonntag. In Deutschland wurde der nationale Feiertag, bekannt als Tag der Nationalen Arbeit, gebührend gefeiert, von Unruhe ist kein Rede. Zwei große Versammlungen mit Reichsführer Hitler als Redner bildeten den Höhepunkt. In Winnipeg gab es eine Parade der Kommunisten, doch bleibt sie weit hinter denen von früheren Jahren zurück. Dieselbe wurde abends veranstaltet. Beobachter behaupten, daß da 100 Mann Engländer und Skandinavier darunter gewesen, sonst aber nur Ukrainer und Juden. Ausschreitungen hat es keine gegeben.

— **Es gibt kaum etwas Schreckliches** auf der Welt als Krieg. Da müssen junge Männer, obgleich sie einander niemals gesehen haben, viel weniger einander beleidigt haben, sich gegenseitig töten oder verwunden, weil es ein paar Ehrgeizigen und Habsüchtigen die weit von der Front entfernt sind und denen keine Gefahr droht, so gefällt. Auf dem Blute und den Fleischfetzen der Soldaten wollen die Kriegsbrüller Ruhm und Reichtum aufbauen.

Die Sache bleibt nicht unbestraft, das erfahren wir jetzt von Nord-Canada bis herunter nach Mexiko, ein 2,000 Meilen langer und 500 — 800 Meilen breiter Streifen, ist jetzt drei Jahre ohne Regen.

Wäre Wilson gleich von Anfang an neutral geblieben, so wäre schon im Herbst 1914 Frieden geschlossen worden und es wären Millionen weniger getötet, zu Krüppeln gemacht oder dem Hungertode preisgegeben worden. Gott weiß, wann es ein Ende nimmt, ich denke ein Ende mit Schrecken. — Der Landmann.

— **Die Heuschreckenplage in Südafrika** hat dieses Jahr ungewöhnliche Ausmasse angenommen. Gegenwärtig haben die mittleren Bezirke der Kapprovinz besonders schwer zu leiden. Eisenbahnzüge, die vom Norden her in Kapstadt eintreffen, haben gewöhnlich bis zu zwei Stunden Verspätung. Die Heuschrecken sammeln sich auf dem Bahdamm und bedecken die Schienen in einer Höhe bis zu 15 Zentimetern. Kommt ein Zug, so werden die Insekten zermalmt und machen die Schienen so schlüpfrig, daß die Züge kaum von der Stelle kommen. Der von der Regierung organisierte Feldzug bei dem Gift angewandt wird, hat den Nordwesten der Provinz fast völlig von der Plage befreit, aber in den mittleren Bezirken sind bisher kaum Fortschritte gemacht worden.

Die Vorhut der Heuschrecken ist nur noch 160 Kilometer von Kapstadt entfernt und wenn kein Südostwind einsetzt und die heranrückenden Insektenheere zurückweht, dann werden die ausgedehnten Obst- und Weinbezirke des südwestlichen Kaplandes in höchste Gefahr gebracht werden.

— **Colombo, Ceylon.** — **Den Regierungsärzten** wird abermals jeder Urlaub verweigert, da die Malaria wieder ausgebrochen ist und man befürchtet, daß die Seuche sich ausdehnen werde. Die Gesamtzahl der Malaria-Opfer seit November 1934 bis März 1935 wird mit 113,811 angegeben. Während derselben Periode des Vorjahres waren es 47,107.

— **Ottawa.** — **In den fünf Jahren** vom 1. April 1931 bis 1. April 1935 hat die Regierung insgesamt $40,629,068 für militärische Zwecke ausgegeben. Für militärische Gebäude wurden außerdem $2,503,-350 ausgegeben. In demselben Zeitraum wurden $21,345,686 für die R.C.M.-Polizei verausgabt, sowie $258,154 für Gebäude. Diese berühmte Polizeiorganisation leistet in ganz Canada Polizeidienste und parouilliert sogar die zu Canada gehörenden Polargebiete.

— **Berlin.** — **In den Berliner Regierungskreisen,** die wohl bisher die Bekanntschaft mit Pariser, Prager, Londoner und Moskauer Greuelmeldungen gemacht hatten, lächelte man milde über die Washington Sensationsnachricht, daß die Befestigung der laut Versailler Vertrag entmilitarisierten Rheinzone von Anfang bis zu Ende durchgeführt ist oder durchgeführt werden soll.

Selbst die Franzosen taten das Washingtoner Greuelprodukt mit der verächtlichen Bemerkung „eine Ente" ab.

— **Washington.** — **Im Hinblick** auf die „Kriegswolken", die über Europa hängen, hat eine Marine Bill von solch materiellen Maßen, wie man sie in den Vereinigten Staaten seit fünfzehn Jahren nicht mehr erlebt hat, ihren Weg durch die beiden Häuser des Bundesparlaments angetreten. Und der Kongreß bewilligt 460,000,000 für Defensiv-Maßnahme.

— **Berlin.** — **Der Beschluß, deutsche** und englische Offiziere regelmäßig auszutauschen, sei als Rückkehr zum Normalen anzusehen, so wurde von deutschen, englischen und amerikanischen militärischen Kreisen erklärt, nachdem bekannt geworden ist, daß sich die deutsche und englische Regierung zu einem solchen Austausch entschlossen hatten, wie es vor dem Kriege Brauch war.

Billige Bahnfahrt.

Die Canadian National macht bekannt, daß in den Tagen vom 9. bis zum 11. Mai wieder die billige Fahrgelegenheit von 1 Cent die Meile von Winnipeg nach allen Richtungen in Manitoba, Saskatchewan und dem westlichen Ontario zu erhalten ist.

— **Lord Baden Powell, Leiter der** „Boy-Scotts", die heute schon 5 Mill. Jungen umfaßt im Britischen Weltreiche, weilt gegenwärtig in Winnipeg. Er ist mit seinen 78 Jahren noch unerwartet rüstig.

— **Der weltberühmte russische Bassist** Feodor Chaliapin, der unlängst noch in Winnipeg ein Konzert lieferte, traf letzte Woche in Frankreich ein. Er wurde schwer krank an Rheumatismus und hohem Fieber vom Dampfer direkt ins Hospital gebracht, und sein Zustand ist bedenklich. Er ist 65 Jahre alt.

— **In der Swift Canadian Co.** in Winnipeg entstand ein großes Feuer, in dem über 100 Schweine verbrannten.

— **Die Wahl in Jugoslawien** hat der Regierung die volle Mehrheit eingebracht, ja die Opposition ist so gering, daß sie eigentlich nichts mehr zu sagen hat.

— **30 000 Kommunisten hielten** Sonntag noch eine Parade in London gegen die Jubiläumsfeier, doch konnten sie den Feiertagsgeist nicht dämpfen.

— **Die Zeitungen sagen, daß es** im Norden Chinas wohl wieder zu kriegerischen Zusammenstößen kommen kann.

— **Japan hat den ersten Schritt** unternommen, seine Luftflotte zu verdoppeln.

Deutscher Hilfsverein, Winnipeg.

Allen deutschen Kirchen Gemeinden und Vereinen, sowie allen Beitrag-Gebern und Freunden des Deutschen Hilfsvereins, Winnipeg, diene zur Nachricht, daß die diesjährige Jahres-Versammlung **am 15. Mai, abends 8 Uhr, pünktlich**, in der Kirche der Christus Gemeinde, (Pastor Schiewe) 533 Aberdeen Avenue, stattfindet, zum Zweck der Rechnungslage über das verflossene Jahr und die Neuwahl der Beamte für das kommende Jahr.

Um recht zahlreichen Besuch wird gebeten. Jedermann ist willkommen.

Der Vorstand.

Adressenveränderung.

Früher: Carsland, Alta;
jetzt: Duchess, Alta.
John Kopp.

* * *

Früher: Tofield, Alta.;
jetzt: Ryley, Alta.
Jac. P. Funk.

Einfaches Hausmittel gegen Bruch

ist von Herrn F. J. Stuart, 2899 Stuart Bldg., St. Louis, Mo. U.S.A. patentiert worden. Dieses Mittel hat sich schon hohe Achtung erworben. Ihm wurde die goldene Medaille in Rom und der erste Preis in Paris verliehen. Aerzte und Wissenschaftler haben es als ein tüchtiges und erfolgreiches Mittel erklärt. Herr Stuart ist bereit jedem, der ihm schreibt und darum anhält, eine Probesendung und freies Informationsmaterial, wie ein Bruch zu behandeln ist, zukommen zu lassen.

Mutter wurde gerettet.

„Ich möchte meinen Dank für Ihre Medizin aussprechen, von der ich überzeugt bin, daß sie meine Mutter gerettet hat, die sich ein Jahr lang in ärztlicher Behandlung befand," schreibt Herr D. Brunelle aus St. Didace, Que. „Meine Mutter litt an Magenbeschwerden, die ihre Gesundheit so angegriffen hatten, daß sie sich in einem elenden Zustande befand. Seitdem sie Forni's Alpenkräuter gebraucht, hat sich ihre Gesundheit so glänzend gebessert, daß ich die Medizin nicht hoch genug loben kann." Dieses berühmte Kräutermittel ist wegen seiner vorzüglichen Wirkung auf den Verdauungsprozeß bekannt; es regt die Magentätigkeit an, erhöht den Appetit und belebt den Stoffwechsel; gleichzeitig wirkt es vorteilhaft auf die Ausscheidung. Alpenkräuter ist kein gewöhnlicher Handelsartikel; nur Lokalagenten, die von Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill., ernannt sind, können es liefern. Zollfrei geliefert in Kanada.

— **Montag wurde im ganzen** Britischen Weltreiche das Jubiläum der Thronbesteigung des englischen Königs und der Königin gefeiert. Das Radio brachte uns Reden aus England und all den Dominionen, sowie eine bewegte, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Rede des Königs Georg selbst. In Winnipeg hatten sich zwischen 30 und 40 Tausend Teilnehmer vor dem Parlamentsgebäude eingefunden. Nachdem der Königssalut von 21 Kanonenschüssen abgefeuert, nahm das Programm seinen Fortgang. Der Gouverneur von Manitoba, der Premier der Provinz und der Mayor von Winnipeg hielten Reden. Ein Massenchor der Hochschulen sang, sowie hörten wir abwechselnd Militärmusik. Eine Anzahl besonderer Medailen des Jubiläums wurden ausgeteilt. Unter den vielen Namen, die für dieselben ausgelesen, ist auch die Oberschwester Magdalena Wiebe von unserem Concordia Hospital in Winnipeg. „God save the king!" schallte es von überall her, und jedermann stimmte mit ein.

— **Unter den vielen genannten** Glückwünschen, die berichtet wurden, lesen wir auf der ersten Seite der Tageszeitung ein Glückwunsch-Telegramm von Reichsführer Adolf Hitler an König George.

— **Auch in New York wurde das** Jubiläum gefeiert, und eine besonders anerkennende Resolution wurde abgefaßt und hinüber gekabelt.

— **2 griechische Revolutionsleiter,** darunter der frühere Premier Venizelos, die im Auslande sich befinden, sind zum Tode verurteilt worden.

— **Ein deutscher Aeroplan mit** seinen 7 Einsassen, der etliche Tage verschwunden blieb, wurde als ein Trümmerhaufen mit den Leichen der Mitreisenden nahe der Tschechoslowakischen Grenze aufgefunden.

— **In dem Manitoba Gefängnis** zu Stony Mountain kam es zu einem Aufstand der Gefangenen, wobei ein Gefangener getötet wurde, ehe die Ordnung wieder hergestellt war.

— **Am 1. Mai feierte der frühere** General Gouverneur Canadas der Duke of Connaught, ein Onkel des englischen Königs seinen 85. Geburtstag in voller Gesundheit.

— **Berlin. Das Reich wird den** amerikanischen Protest gegen die Bezahlung der Dawes-Anleihe-Kupons in Reichsmark zwar freundschaftlich aber energisch zurückweisen, so erfährt man in gutinformierten Kreisen.

— **Straßburg. Die katholische** „Lothringer Volkszeitung" hat einen Berichterstatter in das Saargebiet entsendet, der über die Lage, ein Monat nach der Rückgliederung, unter anderem schreibt:

Wer heute das Saargebiet bereist und einen Blick in die dortigen Verhältnisse haben kann, sieht bald, daß er sich nicht mehr in dem uns bekannten Nachkriegs-Saargebiet, sondern in Deutschland befindet. Der Saarländer von heute ist nicht mehr der Saarländer der letzten 17 Jahre, er ist Deutscher im nationalsozialistischen Deutschland. Und dieser Deutsche unterscheidet sich nicht unwesentlich von jenem Deutschen, den wir einst kannten.—

— **Monte Carlo. Auf dem scheinbar** unschlagbaren Mercedes-Benz-Rennwagen der Daimler-Werke in Untertürkheim bei Stuttgart holte sich der Italiener Luigi Fagioli das internationale 200-Meilen-Autorennen um den Großen Preis von Monaco.

— **Berlin. Seitdem die Forderung** nach deutschen Kolonien und Mandatsgebieten von Reichsführer Hitler bei seiner Unterredung mit dem englischen Außenminister Sir John Simon in aller Form gestellt worden ist, wird die Kolonialfrage in Deutschland noch lebhafter diskutiert als zuvor. Niemals hat Deutschland seine Kolonien vergessen, denn Kolonialvereine, Tagungen, Ausstellungen, Zeitschriften und Vorträge sorgten dafür, daß die Erinnerung an das alte Kolonialreich wachgehalten werden. —

— **Nanking. In acht Provinzen** von China — am ärgsten in Hunan, An-weih und Hu-peh — wütet eine durch Trockenheit verursachte Hungersnot.

— **Berlin. Deutschlands Handelsverkehr** mit seinen ehemaligen Kolonien in Afrika zeigt in den beiden letzten Jahren nach der scharfen Schrumpfung der Vorjahre einen kräftigen Wiederaufschwung.

— **Berlin. Die „Diplomatisch-Politische Korrespondenz"**, die gewöhnlich die Auffassung des Auswärtigen Amtes widerspiegelt, reagiert auf den Artikel des britischen Kabinettschefs mit der Bemerkung, dieser habe durch seine eigenen Worte die Schwierigkeiten der Friedens- und Abrüstungsverhandlungen gesteigert. MacDonald nehme — zweifellos in gutem Glauben — für sich in Anspruch, daß er von dem Geiste des Versailler Vetrages nicht beeinflußt sei. Tatsächlich jedoch argumentiere er als ein Politiker, der es als seine Aufgabe betrachte, die in Versailles vollzogene machtpolitische Gewichtsverteilung aufrechtzuerhalten. Es mute einen als bittere Ironie an, wenn er erkläre, Deutschland sei in der Vergangenheit das bestgesicherte Land Europas gewesen. Wer geschichtliche Entwicklungen so unobjektiv darstelle wie MacDonald, der vermehre selber die Schwierigkeiten, denen die Verhandlungen über Frieden und Rüstungsverminderung ohnehin schon begegneten. Es wirke verstimmend, daß der britische Premierminister die Geistesverfassung Deutschlands nicht zu verstehen vermöge; er drücke ja noch Zweifel an Deutschlands Friedensliebe aus. Deutschland habe sein Angebot, sich jeglicher Rüstungsbeschränkung zu unterwerfen, zu der sich andere Staaten bereit finden ließen, niemals zurückgezogen.

— Innsbruck. — Hier einlaufende Berichte aus Südtirol besagen, daß Italien seine Grenzpatrouillen bedeutend verstärkt habe, um die Einfuhr von Propagandamaterial und Sprengstoffen zu unterbinden.

— Teheran, Persien. Eine Reihe von Erdstößen, die den Norden Irans (Persiens) seit dem 12. April erschüttert haben, setzten sich mit vermehrter Heftigkeit fort. Die Zahl der Toten geht in die Hunderte, Tausende sind verletzt oder obdachlos, verläßliche Schätzungen über den beträchtlichen Sachschaden liegen noch nicht vor.

— Sofia. — König Boris wird persönlich der neuen bulgarischen Regierung die Richtlinien für ihre Politik erteilen, so erklärte Ministerpräsident Andrea Toschew. Der 70-jährige ehemalige Diplomat, der mit der Führung des Kabinetts betraut wurde, beabsichtigt, in erster Linie am wirtschaftlichen Wiederaufbau Bulgariens zu arbeiten.

— Paris. Um die zwischen Frankreich und Deutschland herrschende Spannung zu mildern, werden Vertreter der Kriegsveteranen aus beiden Staaten am 5. Mai in Paris die Besprechungen über die Sicherung des Friedens fortspinnen.

